Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

53

Jahrgang 1929 Band 6

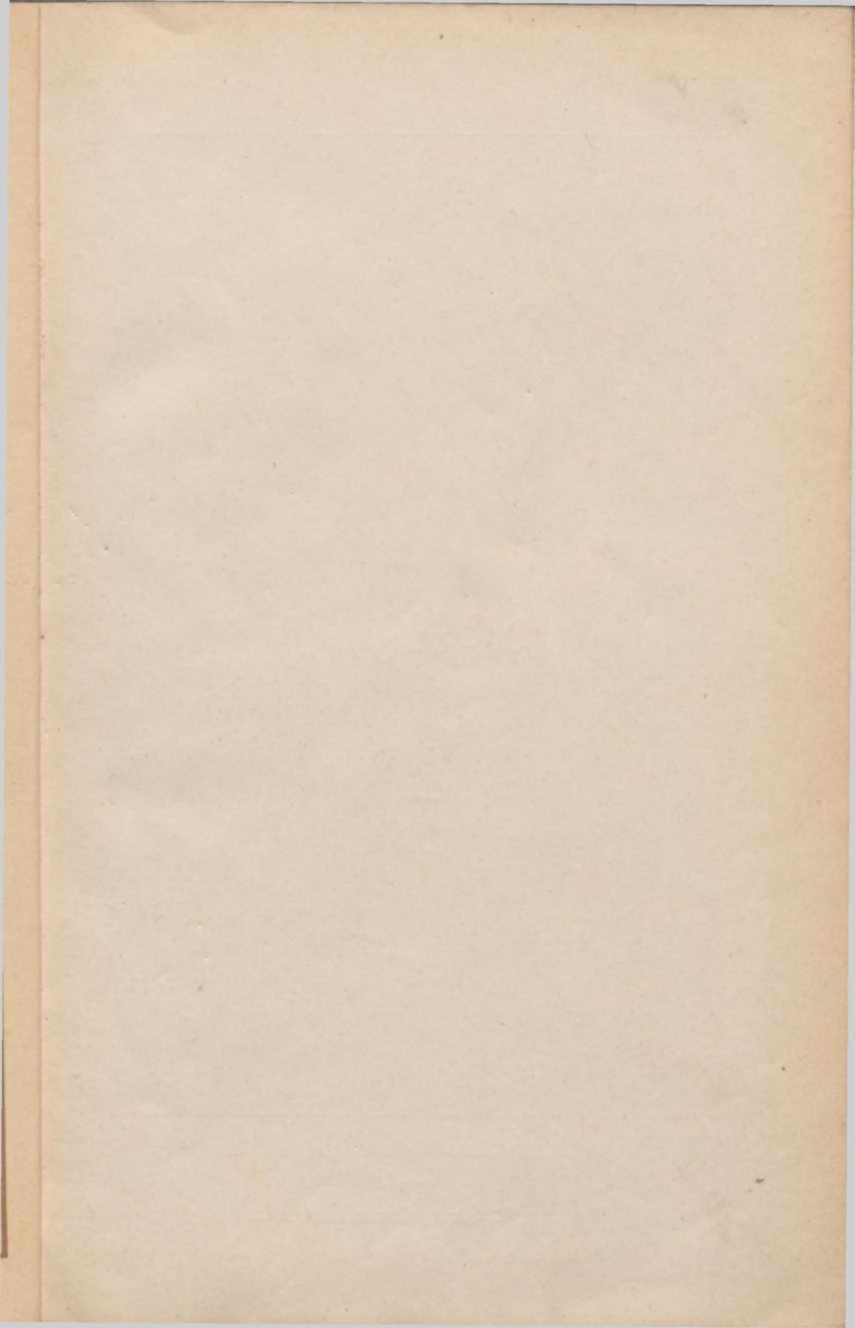
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Ausgabe ohne Abonnentenversicherung!

Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von RM. 1.50 (und frei ins Haus die übliche Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Anzeigenpreise: 1/1 Seite RM. 240.–, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstr. 35/36





Zu der Erzählung „Der Kapellmeister“ von Otto Rung.
(S. 13.)

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen



6. Band / Jahrgang 1929

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Der Kapellmeister

Erzählung von Otto Rung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Emilie Stein / Mit 3 Bildern von A. Roloff

(Fortsetzung und Schluß)

Am Ende des Korridors blieb van Mieth stehen, horchte einen Augenblick und klopfte an die Zimmertür.

Rasch wurde sie daraufhin halb geöffnet. Sadi spähte heraus. Dann trat der Sänger ein paar Schritte zurück und ließ van Mieth eintreten.

Seit dem Zusammentreffen vor einer Stunde, als van Mieth ihm in den Kulissen begegnet war, schien Sadi sichtlich verändert. Sein Gesicht wirkte ruhelos; der angestrengte Blick zeugte von heimlicher Angst. Er schaukelte in den Knien, während seine Hände lose über dem offenen Deckel eines großen braunen Koffers hingen, den er eben packen wollte.

„Ich sehe, Sie machen sich reisefertig, Herr Sadi." Van Mieth gab dem Arzt ein Zeichen, einzutreten. „Ich vermutete es und bringe Ihnen darum den Pelz."

Sadi versuchte zu lächeln; aber er starrte erschreckt auf die dunkle Masse in Charbins Armen. Rasch trat er vor, griff nach dem Pelz, kehrte ihn um und betastete die Tasche. Dann trat er zurück, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und stand einige Sekunden still.

Schließlich sagte er: „Sie sehen, wie unbeherrscht ich mich betrage. Ich begreife, daß Sie über den Grund klar zu sein scheinen. Sie haben den Revolver! Ich möchte ihn sehen. Bitte, zeigen Sie die Waffe. Seit mir vor einer halben Stunde einfiel, daß sie den ganzen

Abend hier in meiner Tasche steckte, erlebte ich keinen ruhigen Augenblick."

Van Mieth legte den Revolver hin. „Wann haben Sie die Patronen ins Magazin gesteckt?"

Sadi dachte nach. Er wurde ruhiger; aber die Stimme klang geschwächt. Er hielt die Hand um seinen Hals. „Heute morgen — gleich als ich heimkam. Ich wollte das Kaliber probieren und steckte sechs Patronen in das Magazin. Und später — es ist unverzeihlich, das weiß ich — hab' ich vergessen ..."

„Haben Sie seitdem den Revolver nicht herausgenommen, Herr Sadi?"

Sadi sah ihn an, überlegte kurz und erwiderte: „Ja. Um die Mittagstunde. Im Theatercafé. Viele haben es gesehen. Ich nehme an, daß Sie von anderen hörten, was dort vorging. Ich kann verstehen, welche Schlußfolgerungen Sie daraus zu ziehen geneigt waren. Gut! Ich versichere, daß diese Episode keine — keine Verbindung mit dem hat, was heute abend geschah. Am Vormittag war ich erregt; vielleicht nicht ohne guten Grund. Aber ich hätte Gelegenheit genug gehabt, aus der Erregung heraus zu handeln, wenn ich dazu bereit gewesen wäre."

„Herr Sadi, haben Sie diesen Revolver gekauft? — So! — Heute! — Gut! — Und er gehört Ihnen?"

„Ja!"

„Dieses Monogramm mit der Silbersäule und den sieben Veilchenkränzen bedeutet doch wohl kaum Ihre Namenszüge?"

Sadi kniff die Augen zusammen; er sann vor sich hin, gequält und angestrengt. Dann sagte er: „Die Waffe war als Geschenk gedacht."

„Das weiß ich. Sagen Sie mir, in welcher Absicht haben Sie Fräulein Chervais die Waffe geschenkt?"

„Die Waffe kam überhaupt nicht in ihre Hände," erwiderte Sadi schnell. „Warum ich ihr dies Geschenk machen wollte, ist gleichgültig."

„Nicht ganz! Der Revolver ist benutzt worden, gleichviel ob nach seiner Bestimmung oder nicht, gebraucht von einem, der jedenfalls wußte, daß Sie die Waffe in Ihrer Tasche trugen."

„Das wußten viele. Ja, alle, die am Vormittag im Theatercafé gesehen hatten, daß ich die Waffe emporhob."

„Das mag sein. Aber wahrscheinlich ist sie von jemand gebraucht worden, den ein klares Motiv dazu trieb; vielleicht das gleiche Motiv, aus dem der Revolver gekauft wurde. Und zwar heute! Gestehen Sie, daß unter den Personen, die von der Existenz des Revolvers wußten — an dessen Gebrauch vorzugsweise interessiert waren — vor allem Sie, Herr Sadi — und danach . . ."

Sadi ging wiederholt im Zimmer hin und her, blieb dann stehen und sah van Mieth ruhig und entschlossen in die Augen. „Ich will Ihnen meine Erklärung geben und mit dem Zugeständnis beginnen, daß ich die Waffe heute kaufte in der Absicht, sie gegen Kapellmeister Stroganoff zu gebrauchen. Es ist richtig, der Revolver war als Geschenk für Fräulein Chervais bestimmt, aber ich wiederhole, er kam nicht in ihre Hände. — Ich hoffe, Sie werden mich verstehen können, wenn ich nun erzähle, aus welchem Anlaß und mit welchem Recht ich Fräulein Chervais solche Geschenke mache. — Vor vier Monaten, ehe ich für Stroganoffs Oper engagiert wurde, war ich einer nicht besonders hervorragenden und gutsituierten Operngesellschaft verpflichtet, die in Frankreich und Belgien meist klassische Musik aufführte. Vor etwa einem Jahr wurde Fräulein Viola Chervais von

der Direktion dieser Gesellschaft engagiert. Sie kam damals direkt aus dem Pariser Konservatorium, wo sie seit drei Jahren — seit ihrem achtzehnten Lebensjahr — eine gute, wenn auch nicht vollendete Ausbildung genossen hatte. Da ihre Geldmittel aufgezehrt waren, mußte sie ein Engagement suchen. Unsere Leitung war miserabel; man verwendete Fräulein Chervais so gut wie gar nicht, und es war reiner Zufall, daß ich auf ihr großes Talent, ihre seelenvolle Schönheit, ihre wunderbare Stimme aufmerksam wurde. Ich bot mich an, ihre Ausbildung weiterzuführen, und wir wurden bald gut bekannt. Und als allmählich ein wärmeres Vertrauensverhältnis zwischen uns entstanden war, verlobten wir uns und ließen uns während unseres Aufenthaltes in Brüssel trauen. Einen Monat danach fallierte unsere Gesellschaft und löste sich auf. Wir hatten keine Existenz. — Im Oktober wurden wir in einem Brüsseler Theaterbüro Stanislaus Stroganoff vorgestellt.

Sie haben gewiß keine Ahnung von dem Charakter dieses Menschen. Unsere erste Begegnung mit ihm war flüchtig, rein geschäftsmäßig. Meine Frau sang; er hörte zu, zurückgelehnt, mit zusammengekniffenen Augen. Dann ging er, ohne ein Urteil auszusprechen. — Aber am selben Abend besuchte er mich und sagte: ‚Ich möchte Ihre Gattin für den Bojar engagieren. Unser erster Sopran hat aus lächerlichen Gründen, die Ihnen nicht bekannt sein können, den Kontrakt gebrochen. Die Stimme Ihrer Frau und ihr seltener persönlicher Scharm haben Eindruck auf mich gemacht. Ich kann sie verwenden. Richtig gesagt, ich kann sie von nun an nicht entbehren.‘

Wir wollten kein getrenntes Engagement annehmen, und als ich Stroganoff dies sagte, schlug er mir mit

seiner großen Hand auf die Schulter, lachte lärmend und erklärte liebenswürdig, er rechne damit, daß ich mich gleichfalls seiner Gesellschaft anschlösse. Er verlange nur, daß wir auf den Anzeigen nicht als Ehepaar genannt würden. Ich fühlte mich damals seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit gegenüber ein wenig unsicher. Seine Musik kannte ich noch nicht. Ich kam kaum zu Wort, denn er sprach weiter: ‚Sie kennen das Publikum und seine Vorurteile. Man verlangt einen Namen, eine Person für sich. Man liebt es nicht, den aufsteigenden Stern von einem Trabanten umkreist zu sehen. Ihre Gattin hat Anlagen, die sie zu einem außerordentlichen, ja einem glänzenden musikalischen Erfolg führen können. Ich besitze die Mittel, sie zu einem Liebling des Publikums, zu einem Star zu machen, ihr Name wird über alle Weltteile strahlen. Aber Ihr eigener wäre dabei hinderlich; ihm Glanz zu verschaffen, wird Ihre Angelegenheit sein. Ich will Ihre Gattin als Viola Colonna zum Sieg führen unter dem fürstlichen, berühmten Namen aus meinem Bojar, als Viola Colonna, das Weib aus Marmor und Veilchen. Mir ist, als hätte ich vor Jahren schon von ihr geträumt, damals, als ich noch jung war, das Libretto dichtete und die Musik zu meinem Bojar schrieb.‘

In den ersten Wochen betrug sich Stroganoff immer rücksichtsvoll; er war ruhig und zurückhaltend — wenigstens uns gegenüber. Aber ich merkte bald, daß er auf dem Theater unumschränkt und despotisch herrschte; er war ja auch Dirigent, Besitzer und Impresario in einer Person. Die untergeordneten Kräfte behandelte er wie Leibeigene; er brutalisierte und hunzte sie früh und spät. Aber auch von den ersten Künstlern verlangte er, daß sie allein für seine Musik leben, seiner Idee dienen sollten.

Ich entsinne mich seiner Wut, als Zemikoff gewagt hatte, in einem Privatkonzert aufzutreten. Zemikoff und ich wechselten damals in der Partie des Baritons. Von diesem Tag an aber schloß Stroganoff ihn von der Bühne aus und übertrug mir allein die Partie des Muschikbräutigams. Seit dieser Zeit sah er Zemikoff nicht mehr an, sprach kein Wort mehr mit ihm. So erging es allen, die ihm unsympathisch oder auch nur gleichgültig wurden, besonders aber den für ihn überflüssig gewordenen Frauen. Sein Begehren nach neuen Weibern kannte keine Rücksicht oder Begrenzung; unersättlich, kaum wählerisch griff er nach allen. Er alterte sichtlich in den vier Monaten, seit ich ihn kannte, wurde immer bitterer und heftiger. Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich zusehends; er sah häßlich kummervoll aus. Immer neue Mädchen, Choristinnen und Statistinnen, mit denen ihn ein russischer Agent versorgte, kamen zu unserer Gesellschaft. Eine nach der anderen mußte durch seine Hände gehen, ehe er sie verschwinden ließ im Chor.

Ich erinnere mich an eine kleine Sängerin, die immer noch kam und jeden Tag, wenn er im Theater war, im Korridor auf ihn wartete. Sie kroch ihm nach wie ein Hündchen. Er schaute sie nie mehr an. Vor langer Zeit sah ich sie eines Morgens nach einer Probe mit tränenfunkelnden Augen aus seiner Tür kommen. Später beobachtete ich sie bei den Proben. In der schwarzen Haube, die das blasse Gesicht umschloß, mußte sie auffallen. Apathisch und reglos stand sie unter den Choristinnen und schaute nur nach ihm, wie verzaubert. Für ihn war sie nicht mehr da. Gestern wartete sie im Vestibül. Demütig öffnete sie leise die Glastür, als er kam. Er ging vorüber, als stünde kein lebendes Wesen da. An Vergangenes dachte er offenbar nie. Er war wie eine

gewaltige Flamme, die eine Sekunde ein Staubflöckchen beleuchtet und vorübergleitet. Sie fanden das gewiß in seiner Musik, am meisten in der Melodie, die Viola Colonna singt — eben in dem Augenblicke sang, wo ... Darin war sein innerstes Wesen ausgedrückt, klar berechnend in dem süßen und aufreizenden Effekt — aber nie ganz befreit oder glücklich. Ich glaube, daß es zum Teil diese Melodie war, durch die er Macht über das Gemüt meiner Frau gewann. Es schien, als dränge er sich durch diese widerstandbrechende Rhythmik in ihre Sinne hinein. Sie sprach nie mit mir davon. Aber ich begann ihn zu verstehen und seine Absichten zu merken; er suchte sie in einen Mantel berauschender Töne und giftiger Stimmungen zu hüllen. Wenn er mit ihr sprach, klang seine Stimme melodisch, biegsam und lässig. Aber bald benahm er sich ungeduldig und unbeherrscht und ließ sich von Launen hinreißen. In den letzten Monaten war er wiederholt betrunken ins Theater gekommen. In diesem Zustand versuchte er in das Zimmer meiner Frau zu dringen. Sie rief nach mir, und ich entfernte ihn ohne Widerstand. Von dem Augenblick an sah ich ihn ohne Maske. Er suchte mich aus der Gesellschaft zu entfernen, wagte aber doch nicht, ganz mit mir zu brechen, ehe er ganz sicher war, sein Ziel zu erreichen. Daß ich in der Rolle, die er in seiner Oper mit wenig Anteil behandelt hatte, beim Publikum gefiel, behagte ihm auch nicht; Paschkin war nun einmal Favorit. Ich glaube, daß er neben dem schwachen, wenig männlichen Charakter seine eigene Persönlichkeit vom Dirigentenpult aus unbeschränkt wirken fühlte, und zwar ohne jeden Widerstand. Paschkin war nur das Instrument, auf dem eigentlich er seinen Bojar spielte.

Ich merkte, daß meine Frau vor einer nervösen Krise

stand. Sie unterlag einer ständig jagenden Angst. Es schien, als fühle sie sich Abend um Abend fester und fester dort auf die Bühne gebannt, unterjocht von der gewaltsamen Zaubermusik, unter dem brutalen Kommando des Taktstocks. Stroganoff achtete scharf auf den Verlauf der Krise, benutzte jeden Augenblick, da er sie angegriffen oder geschwächt wähnte. Ich durfte sie kaum mehr auf eine Minute verlassen. Unser Engagement konnten wir nicht kündigen. Wir waren auf drei Jahre gebunden.

Vor einigen Tagen, nach einem großen, starkbewegten Abend, wartete er abermals bei ihrer Tür auf sie, rot und betrunken, und befahl ihr, ihn einzulassen. Auch diesmal kam ich gerade noch zur rechten Zeit, um den seiner Sinne kaum mehr mächtigen Menschen fortzubringen. Nun beschloß ich, meiner Frau eine Waffe zu geben; ich sah voraus, daß er sie wieder belästigen würde.

Als wir heute morgen die Waffe gekauft hatten und heimkehrten, bat ich meine Frau, mich im Kaffeehaus zu erwarten. Ich blätterte in den Tageszeitungen und las das Interview von Stroganoff, das Sie sicher heute auch gelesen haben. Sofort durchschaute ich seinen Plan: ein Verhältnis zu meiner Frau anzudeuten — der berühmte Komponist des Bojar und der glänzende Sopran des Bojar! — Das war nicht nur ein schofler Reklametrick. Es war eine Gemeinheit, ein Versuch, der Zukunft vorzugreifen, gewisse Suggestionen zu schaffen und den Widerstand gegen den endgültigen Angriff, den er vorbereitete, zu schwächen.

Da überwältigte mich die Wut. Ich steckte die Patronen ins Magazin des Revolvers, und als ich durch die Glastür auf dem Platz meiner Frau gegenüber Stroganoff erblickte, der seine Hand auf ihre Hände legte,

trat ich mit erhobener Waffe auf ihn zu und forderte ihn auf zu gehen, ehe es zu spät sei! *

Mehr habe ich Ihnen nicht zu erzählen. Heute abend sah ich Stroganoff im Theater; er ging mir aus dem Weg. Von da an weiß ich nichts mehr. Wie ich Ihnen sagte, die Waffe blieb in meiner Tasche. Ich dachte nicht mehr daran, bis vor wenigen Augenblicken, ehe Sie heraufkamen. Ich bin bereit, für alles, was ich Ihnen erzählte, die Verantwortung zu tragen."

Van Mieth erhob sich. „Herr Sadi, nach dieser Erklärung sehe ich mich genötigt, Sie bis auf weiteres unter Bewachung zu stellen."

Er gab einem seiner Leute den Auftrag, bei Sadi zu bleiben.

Während sie durch die dunkeln Gänge hinabschritten, legte Charbin die Hand auf die Schulter van Mieths. „Es scheint nun doch, als sollte der Jurist dieses Rätsel lösen, denn es besteht mindestens scheinbar ein Zusammenhang zwischen Motiv und Tat. Zur Beurteilung des Falles genügt eine gewöhnliche Jury."

Van Mieth schwieg. Die letzte Wendung beunruhigte und quälte ihn. Sadis Haltung war völlig undurchschaubar, und nicht etwa deshalb, weil er peinlich darauf bedacht gewesen war, eine Maske zu bewahren. Er erinnerte sich von früheren Anlässen der Physiognomien beschuldigter Personen im Augenblick der Verhaftung, der nichtssagenden Miene, der stummen Widerstandslosigkeit, mit der sie dem Schicksal begegneten.

Er fühlte sich gar nicht sicher und sagte mißmutig: „Ich sah mich pflichtgemäß genötigt, Sadi zu verhaften. Aber ich bin von seiner Schuld noch nicht überzeugt. Im letzten

---

* Siehe das Titelbild.

Augenblick ist mir bewußt geworden, warum ein scheinbar so klares und normales Motiv, wie das von Sadi zugestandene, mit einem Verbrechen wie diesem doch nicht in Zusammenhang stehen kann. Etwas an diesem Vorfall scheint mir doch mehr in Ihr Gebiet zu fallen. Die Konstruktionen nach juridischer Praxis reichen wohl nicht zur endgültigen Klärung, denn wer den Schuß abfeuerte, hatte von der Bühne aus ein kleines Ziel, wenn auch Stroganoff, vollbeleuchtet, sich scharf gegen den finsteren Theaterraum abhob. Man darf wohl annehmen, daß Stroganoffs Gestalt das Bewußtsein des Täters ganz und gar beherrschte, daß er nicht daran dachte, irgend einen der anderen Menschen im Zuschauerraum treffen zu können. Es scheint mir nicht gut möglich, daß ein klar und bewußt überlegender Mensch riskiert hätte, auf Stroganoff zu feuern, den man bei anderen Gelegenheiten gefahrloser und sicherer treffen konnte. Darum glaube ich, das Verbrechen wurde plötzlich vollführt, im jähen Erfassen der augenblicklichen Gelegenheit, mit schlafwandlerischer Treffsicherheit. Die Waffe bot sich zufällig; sie steckte in der Tasche von Sadis Pelzrock, was viele Leute des Opernpersonals wußten. Nein, an ein sozusagen normales Motiv glaube ich nicht. Ich fürchte, mein zweiter Stützpunkt für eine Linie zwischen dem Ermordeten und dem Täter liegt nicht fest genug."

Der Arzt sagte: „Dann darf ich also wohl die Hoffnung hegen, daß die Aufklärung dieses Falles nicht durch die Juristen, sondern innerhalb unserer humaneren Sphären endet. Aber es ist zwei Uhr. Wir dürfen uns mit dem bisherigen Ergebnis begnügen und heimgehen. Der Untersuchungsrichter, dem die Sache morgen übertragen wird, soll sehen, wieweit es ihm gelingt,

Klarheit zu schaffen. In einer Nacht wird ein Problem dieser Art selten ganz gelöst."

Van Mieth sagte abwehrend: „Ich bin noch nicht gewillt zu gehen. Weil man annehmen darf, daß alles noch im selben Zustand ist wie im Augenblick der Tat, haben wir eine Chance, mit der wir morgen wohl nicht mehr rechnen dürfen. Ich möchte deshalb doch noch einen letzten Versuch machen, meinen Punkt zu finden."

Van Mieth begann, von seinen Leuten unterstützt, Bühne und Korridor, Kulissen und Versetzstücke sorgfältig abzusuchen. Aber weder hier noch auf den Bühnendielen, die mit einer in Felder geteilten Stoffmatte bedeckt waren, fand er irgend einen Anhalt. Durch die kleine getäfelte Tür des Proszeniums gelangte er auf den schmalen Streif, der zwischen Vorhang und Rampe dahinlief. Der Zuschauerraum lag in tiefster Finsternis; aber beim Dirigentenpult brannte eine Lampe. Unten in der Orchesterversenkung sah er den Toten liegen, mit ausgestreckten Armen. Er unterschied den weißen Fleck des Tuches, das über das Gesicht der Leiche gebreitet war. Alles schien unberührt.

Van Mieth näherte sich dem Dirigentenpult. Da fiel ihm auf, daß die an einem Eisenarm zur Linken des Pultes befestigte Lampe erloschen war. Er beugte sich hinab und erblickte die zerschmetterte Glühlampe. Gleichzeitig entdeckte er in dem schwarzen Pappschirm der Lampe ein kleines rundes Loch. Rasch kehrte er nach der Bühne zurück, wo Doktor Charbin stand, zu dem er sagte, ihm sei eine Idee gekommen, wie man den zweiten Stützpunkt finden könne. Nach einer kurzen Erklärung ging Charbin mit ein paar Mann hinab ins Orchester.

Van Mieth ließ den Bühneninstruktor Tenas holen, den er fragte: „Glauben Sie, daß es möglich wäre, die

Szene genau so wieder aufzustellen, wie sie im Augenblick gewesen war, da Stroganoff erschossen wurde?"

Der Instruktor sagte: „Selbstverständlich, und zwar ganz genau. Jeder einzelnen Szene liegt ein genauer Bühnenplan zugrunde, eine detaillierte Skizze von meiner Hand. Er ging rasch weg und kam mit einer Mappe zurück, in der wohlgeordnet eine Reihe Kartonblätter lagen. „Hier ist das Szenarium des Bojar, mein Teil dieser Komposition und nicht der unwichtigste. In allen Szenen hat jeder einzelne vom Personal seinen genau bestimmten Platz, sorgfältig berechnet nach dem Gang der Handlung, dem Klangwert der Stimme und der Bühnenwirkung der Szene. Der Instruktionsplan ist unerläßlich für unsere szenische Arbeit, nicht am wenigsten für eine Oper. Er wird Abend um Abend bis auf die kleinsten Einzelheiten eingehalten, dafür kann ich die Verantwortung übernehmen. Sämtliche Auftretenden, die Solisten und die Leute im Chor, müssen in jeder Minute genau auf den ihnen jeweils angewiesenen Plätzen stehen. Ich kann das Personal wieder aufstellen, hier auf dem in Felder geteilten Teppich, der uns bei allen Aufführungen in ganz Europa gedient hat und auf dem alle ihren Platz kennen. Jede Szene kann also Zug für Zug wie ein Schachspiel wiederhergestellt werden, wenn die Aufführung vorbei ist."

Van Mieth überlegte. Dann sagte er: „Gut! Ich bitte Sie, einen Versuch zu machen. Verständigen Sie sich mit Ihren Leuten und geben Sie an, es handle sich darum, die Szene zu wiederholen zu Zwecken einer polizeilichen Untersuchung. Dann bitte ich noch, verschaffen Sie mir eine lange, starke Schnur."

Tenas erwiderte: „Ich will dem Regisseur sagen, er solle das gewohnte Signal geben."

Bald hörte man aus fernen Korridoren und Kammern die elektrischen Klingeln und rasche Schritte in den Gängen.

Van Mieth stand nahe am Souffleurkasten, das Gesicht der Bühne zugewandt. Er hielt eine lange Schnur, die um ein Holz gerollt war, in der Hand. In diesem Augenblick wurden die Reverbere angezündet. Das Vorgemach des Bojaren aus Gobelin und Marmor lag in rötlicher Beleuchtung, dahinter erhoben sich vier säulengetragene byzantinische Mosaikportale.

Lange stand van Mieth und betrachtete die Szene. Von zwei bekannten Punkten aus, dem Kugelloch in dem schwarzen Lampenschirm und der Wunde in des Toten Brust, mußte er zur Entdeckung weiterstreben.

Hinter seinem Rücken bewegte sich leise der hohe Vorhang im Zugwind, der aus dem leeren Theater hereinwehte. Alles war ruhig. Draußen im Kulissengang sah er Gestalten in Reihen vorbeischleichen. Die Türen des Orchesters klappten. Und da unten begann es sich zu regen, zu murmeln und zu wispern; ein schwerer Körper wurde weggeschleppt. Zugleich wechselten die Reverbere, und das rötliche Licht der Lampen wandelte sich in blaßgrünen Mondschein. In den Kulissen schellte die kleine Glocke heftig und laut.

Durch die Portale im Hintergrund kam der Zug der Statisten; etwa fünfundzwanzig Mann in russischer Bauerntracht, aber ungeschminkt, mit blassen Gesichtern, fast alle gleichmütige, halb stupide Individuen. Sie traten an. Ruhig und diszipliniert stellten sie sich Mann an Mann in einer Phalanx auf mit einem spitzen Flügel, der sich zum Angriff gegen die linke Kulisse richtete: die Brokatportiere vor dem Schlafgemach des Bojaren. Da standen sie; einige verlegen, befangen vom Ernst

des Augenblicks, einer unter ihnen sogar mit offenbaren Zeichen der Angst in dem grauen, schwammigen Gesicht.

Tenas stand vor ihnen mit dem Plan der Szene in den Händen. Er prüfte die Stellungen; es stimmte alles. Unten im Orchester hatte ein Geiger das Präludium zum großen Akt zu spielen begonnen.

Durch die Portale des Hintergrunds kam der Frauenchor herein, langsam, mit bühnengewohntem Schritt. Sie stellten sich in Reihen vor das fünfsäulige Portal. Nach dem Klang der Musik ordneten sie sich, lösten die Reihen wieder auf zu einem erschreckten Haufen und teilten sich in kleine Gruppen, die sich gegen die Flügel des Portals drängten. Hinter den vier Säulentüren des Hintergrunds waren fünfzehn bewaffnete Diener, jeder mit einer Muskete über der Schulter, in einer hufeisenförmigen Bewegung auf die Bühne eingebogen. Sie umschlossen die zusammengedrängte Musikbande.

Tenas ging zwischen den Gruppen umher. Er schien zufrieden; alles war in Ordnung. Es war still geworden. Da klang aus der Schar der Choristinnen leises Schluchzen. Spähende Gesichter hoben sich wie weiße Gipsbüsten von den dunkeln Trachten ab. Ängstlich und beklommen hielten sie den Atem zurück.

Vom Orchester her klang das Geigenspiel.

Nun kamen die Solisten.

Sadi schritt rasch und ruhig aus dem Hintergrund hervor, nickte Tenas im Vorübergehen zu und stellte sich auf seinen Platz vorn in dem vorgeschobenen Flügel der angriffsbereiten Bauern. Sadi war nicht geschminkt; er trug die Wasserstiefel und Beinkleider eines Muschiks, statt des Kaftans eine kurze Jacke. Er stand da, beide Hände in den Taschen, und wartete. Als gleich darauf

Paschkin und Fräulein Chervais aus der Portiere traten, neigte er leicht den Kopf zum Gruß, ohne seine Stellung zu ändern.

Paschkin wankte der Rampe zu. Seine Augenhöhlen waren noch geschwärzt; die Hände zitterten in den Spitzenmanschetten. Neben ihm stand nun Viola Colonna, den violetten Samtmantel dicht um sich gehüllt, unbeweglich. Das Antlitz im Schatten des Haares und der Haube trat klar hervor. Die linke Hand, die den Mantel über der Brust zusammenhielt, war schmal und weiß.

Van Mieth gab Tenas einen Wink. Sofort klangen von der Kulisse her drei Hammerschläge. Der Vorhang ging auf.

Alle sahen nun den dunkeln Zuschauerraum, aus dem die Querlinien der Bänke und Balkone matt schimmerten.

Aber sieh! Dort — vor dem Dirigentenpult erhob sich in diesem Augenblick Kapellmeister Stroganoff.

Von rechts von einer Pultlampe beleuchtet, halb im Dunkel, halb vom Licht bestrahlt, hob sich der Leichnam in seiner ganzen Körperlänge, entsetzeneinjagend, von dem Orchester ab, gesteift von Todesstarre, wie in der Spannung eines Krampfes festgebannt. Die Augen weit offen, mit gebrochenen Pupillen. Haar und Bart hingen wie schwarze und blutrote Tangmassen um das graue Gesicht. Die Orden auf der Brust waren verwirrt. Aber eine neue grausige Dekoration sah man mit Schauder: einen großen schwarzroten Stern, einen verzweigten Blutfleck an der linken Seite der Hemdbrust mit Spritzern über die weiße Fläche. Der rechte Arm war ausgestreckt; die starren, ringbesetzten Finger umklammerten noch den diamantfunkelnden Ebenholzstock. So stand er da, von Männern gehalten, leuchtend als Dirigent seiner Oper „Der Bojar“.

Die Bühne lag nun in flimmerndem Aquariumlicht.

Da begann der Geiger das Vorspiel zu Viola Colonnas Lied. Zuerst einige Anfangstakte und dann das Motiv, die leisen, süß vibrierenden Töne.

Van Mieth schritt von der Rampe rückwärts über die Bühne. Alle sahen die hohe Gestalt mit leicht erhobenem rechtem Arm langsam dahinwandeln. Von seiner Hand gespannt stand ein schwebender Strich, eine dünne Schnur, die zwischen seinen Fingern herausglitt, sich abwickelte, während er ging, eine Schnur, die an der Brust des Toten an der Stelle der Schußwunde befestigt war, den schwarzen Schirm der erloschenen linken Pultlampe durchbrach und, von den beiden Punkten geleitet, auf ein Ziel zuführte. Es war eine sichtbar gewordene Verbindung, die rückwärts ihre Bahn ging von dem Toten aus, durch den Raum, auf zwei feste Punkte an ihrem Weg gestützt, über die Bühne weiter, vorbei am äußersten Kreis der Menschen, an dem verzerrten Gesicht des Bojaren — ihre Mienen erschlafften, als die führende Hand bei ihnen angelangt war —, an ihnen vorüber.

Van Mieth führte die gespannte Schnur durch eine schmale Passage zwischen den Statisten hindurch. Es war ein enger Raum zwischen ihnen, wo niemand stand! Das war die Bahn des Schusses! Weit weg, zur Linken der vorrückenden Linie, stand Sadi. Noch weiter gegen die Kulissen stand Viola Colonna.

Nun drang van Mieth in den Kreis des Chors, in die Mitte der todblassen Mädchen, die starr wie die Figuren eines Brettspiels auf ihren Stellen verharrten.

Der Geiger hatte das Motiv der Viola Colonna vollendet. Noch klang ein Echo der schneidend sinnlichen Töne wider, zitternd von Wollust und Sehnsucht, als kehre die Melodie zurück, gequält, verloren und unerlöst.

Van Mieth stand still. Seine Hand mit der gestrafften Schnur hatte die verhüllte Brust eines Mädchens berührt, einer kleinen mageren Chorsängerin, die auf einem schwarzen Feld stand. Steif und stumm, mit weit aufgerissenen Augen, starrte sie auf den Lichtkern hinter der Rampe, nach dem aufrecht gehaltenen Leichnam. Die Lippen des Mädchens öffneten sich zu einem tiefen Atemzug. Langsam und lässig bewegte sich, wie vom Zwang der verhallten Melodie bestimmt, ihre Hand nach dem Kulissenrahmen, wo in dem schwarzen Pelz eine Waffe zu finden sein mußte. Sie bewegte die Hand, zwangvoll suchend und tastend ...

Im selben Augenblick fiel sie hin.

Van Mieth konnte sie nicht rechtzeitig fassen. Ihr Kopf schlug dumpf auf den Boden. Die Gesichtshaut strammte sich über Backenknochen und Kinn; zwischen verzerrten Lippen sah man die krampfhaft zusammengebissenen Zähne.

Ein großes blondes Mädchen war neben der Zusammengebrochenen niedergekniet; schluchzend rang die Blonde die fetten, ringbesetzten Finger und schrie russische Worte und unverständliche Namen.

Tenas stand lauschend über sie gebeugt. „Ja," sagte er heiser. „Ja!" Er schaute van Mieth an. „Die andere hat nichts gesehen; aber sie ahnte es, hat es erraten. Marja Feodorowna und sie waren immer beisammen. Sie sagt, Marja war krank. Seit — damals!"

Charbin kam aus der Orchestertür, ging rasch über die Bühne, kniete neben der Choristin nieder und begann leise über ihr Gesicht und die Hände zu streichen. Den linken Arm hielt er stützend unter ihren Nacken. Da lösten sich ihre Glieder; sie sank zusammen, schwer und langsam atmend, mit langen totenstillen Pausen.



Doktor Charbin erhob sich, legte die Hand auf van Mieths Schulter und sah ihm ernst ins Gesicht. „Ich bin doch der letzte, der hier nötig ist."

Van Mieth gab ihm die Hand und drückte sie dankend.

Im Orchester hoben die Männer den Toten über das Pult und die Rampe, legten ihn auf der Bühne nieder und bedeckten ihn mit einer großen Brokatportiere, die man aus dem Gemach des Bojaren geholt hatte.

Wechselrätsel

Ich ging, aufs Wort mit e erpicht,
zur Jagd am frühen Tag,
als noch der feuchte Nebel dicht
auf Wald und Wiese lag.

Lang mußt' ich auf dem Anstand stehn
und warten mit Verdruß;
das Wort mit e war nicht zu sehn,
ich kam zu keinem Schuß.

Und statt des Worts, das leckern Schmaus
mit seinem Fleische beut,
bracht' ich mit u das Wort nach Haus
und leid' daran noch heut.

Zahlenrätsel

Wer vor 2, 5, 6, 7, 8 und 9
sein Herz bewahrt in seinem Erdenwallen,
wird stets der Ehr' und Liebe sich erfreun
bei allen Menschen, welche Gott gefallen.
Verlockend kommt dies schlimme Wort herbei,
und hat ein Mensch sich gänzlich ihm ergeben,
so fordert's, wie der Götze 4, 3, 1 und 2,
als Opfer Menschenglück und Menschenleben.

Wer rein gelebt hat, dessen denken wir
auch nach dem Tod noch immerdar in Ehren,
wenn auch sein Grab der prunkhaft stolzen Zier,
die andre schmückt, beständig muß entbehren.
Ein 5 bis 9, und sei es noch so schlicht,
das treue Hände auf die Gruft ihm pflanzen,
rührt mehr mein Herz, als wenn ein Bösewicht
geehrt ist durch ein Denkmal aus dem Ganzen.

Auflösungen folgen am Schluß des nächster Bandes

Haß

Roman von A. von Wehlau (Fortsetzung)

Inhalt des Romans im ersten bis fünften Band

Gräfin Angelika von Gewenitz war gezwungen, ihr Gut zu verkaufen und mit ihren Kindern Hutloh zu verlassen. Der Käufer des Besitztums, Kommerzienrat Thege Konkoly, gibt zu Ehren der Scheidenden ein Essen. Sein Bruder Alexander hatte sich in Maria von Gewenitz verliebt, dachte aber nicht daran, sie als Frau heimzuführen. Bei dem Essen fällt die Äußerung, daß Alexander die Stieftochter Theges, die Haupterbin des großen Vermögens, heiraten soll. Diese Eröffnung verfehlt ihre Wirkung auf Maria nicht. Sie stellt im Park Alexander zur Rede; er sagt ihr offen, daß er sie nicht heiraten kann und auch Lilli nur ihres Vermögens wegen ehelichen werde. Maria schlägt anschließend eine Kahnpartie vor, sie wolle ihm zum Abschied ein Lied singen; ihr Bruder Malte findet sich auch ein, und alle drei fahren in einem Boot hinaus auf den See. Da stößt der Kahn gegen eine Klippe; Maria, im Bug sitzend, stürzt ins Wasser und kann nur als Leiche geborgen werden. War es Zufall, oder hatte sie den Tod gesucht? Dies Erlebnis blieb auf Alexander nicht ohne Einwirkung, er sieht ein, was er an Maria verloren hat, umso mehr, als Thege ihn immer wieder drängt, die Verlobung mit Lilli öffentlich bekanntzugeben. Er braucht Ablenkung, Zerstreuung. Endlich hat er einen Plan gefaßt. Mit dem nächsten Flugzeug fährt er nach Berlin. Auf dem Flugplatz trifft er zufällig seinen Pflegebruder Hans-Harlyn Gustedt, den Bruder Lillis. Es kommt zu einer Aussprache zwischen beiden. Auch hier legt Alexander dar, daß er die Ehe mit Lilli nur als Geschäft ansieht. Er ist mit Leib und Seele Flieger und kann sich einer Frau zuliebe nach dem Tode Marias nicht binden. Alexander will zunächst einige Tage in Berlin bleiben und dann nach Paris reisen, um Ablenkung zu suchen. Der Herrenreiter Baron Bruckmann schlägt Alexander vor, sein kürzlich erworbenes zweites Pferd zu trainieren. Es ist die Vollblutstute „Torina", die einst der Gräfin Maria von Gewenitz gehörte. Alexander erklärt sich bereit, die „Torina" zu trainieren. In schwerer innerer Verwirrung spricht Alexander mit dem jungen Berkenkamp über den Tod Marias, ohne jedoch die Wahrheit zu bekennen, wieweit er daran schuld war. Seit Wochen sieht sich Alexander überall von der Erscheinung Marias verfolgt. Zerrüttet und gequält reist er nach Paris. Aber auch dort findet er keine Ruhe und beschließt, wieder nach Berlin zu fahren. Dort geht er zu einem Psychiater, der ihn untersuchen soll. Er hofft, aus dem unerträglichen Zustand herauszukommen. Aber sein Gewissen foltert ihn mehr als je. — Auf Hutloh kommt es zwischen Thege Konkoly und dem alten Schäfer Rapiozek, der während der Krankheit seiner einzigen Tochter wertvolle Zuchttiere vernachlässigt hat, zu einer schlimmen Szene. Vor der Hütte des Schäfers, den Konkoly zur Rede stellen will, schlägt der erregte Gutsbesitzer mit der Peitsche nach dem alten Mann. Wilhelmine, das kranke Mädchen, hört den Wortwechsel. Von Angst um den Vater getrieben, kommt Minchen heraus und stellt sich schützend vor den Vater. Konkoly stößt das Mädchen weg, das dadurch auf die scharfe Kante eines Ackerpfluges stürzt und wie tot liegen bleibt. Da tritt Konkolys Pflegesohn, Hans-Harlyn Gustedt, vermittelnd auf. Auch Eberhardine Gewenitz, die Schwester Maltes, kommt dazu; beide warten in Rapiozeks Hütte, bis der Arzt kommt. Gustedt tröstet den verzweifelten Alten und verspricht ihm eine Stelle als Buschwächter in Trutzhausen. Auf Trutzhausen kämpft man mit schweren Sorgen, um den alten Besitz zu erhalten. Eberhardine ahnt, daß es schlimm steht, aber sie hofft auf guten Ausgang. Rapiozeks Minchen liegt immer noch im Krankenhaus. Langsam geht die Genesung vor sich; aber Minchen wird nie mehr ganz gesund werden. Bestenfalls wird sie das Krankenhaus als Krüppel verlassen. Eines Tages beobachtet Eberhardine den alten Rapiozek. Sein Gebaren scheint ihr verdächtig. Ihre Vermutung, daß der Alte Thege Konkoly erschießen will, bestätigt sich. Da gelingt es ihr,

Rapiozek umzustimmen und das Unglück für beide zu verhüten. Auf der Heimfahrt trifft Eberhardine mit Hans-Harlyn zusammen. Beide unterhalten sich über die Zukunftspläne Hans-Harlyns, der sich zum Flieger ausbilden läßt. Nachdem sie einen gemeinsamen Flug verabredet haben, wird der junge Flieger sich seiner Liebe zu Eberhardine bewußt und küßt sie impulsiv. Sie ist überrascht von diesem Gefühlsausbruch, den sie nicht versteht. — Alexander hat sich inzwischen mit Lilli öffentlich verlobt; seine Braut läßt ihn jedoch stets hinter ihrer sportlichen Betätigung zurücktreten, was nicht gerade zur Besserung der Lage dient. Eines Tages unternimmt Alexander mit Malte von Gewenitz einen Ausritt. Alexander wird immer noch wegen Marias Tod von Gewissensbissen gepeinigt. Er versucht auf dem Ritt mit Malte sich Klarheit zu verschaffen, ob Maria freiwillig aus dem Leben schied. Er erhält keine Aufklärung, sondern macht sich durch seine Äußerungen Malte gegenüber verdächtig. Beide merken beim Abschied, daß etwas Unausgesprochenes trennend zwischen ihnen steht. Malte geht heim, um sich auf die Staatsprüfung vorzubereiten, mit der er sein Studium abschließen will. Auch die Hausangestellten des Hutloher Herrenhauses haben bemerkt, daß Alexander von irgend etwas gequält wird, und tuscheln miteinander darüber. Alexander versucht auf alle mögliche Weise durch Zerstreuung sein Gewissen zu beruhigen. So befindet er sich eines Tages in lustiger Gesellschaft und zieht dort im Rausch den Namen Marias in den Schmutz. Zufällig ist auch Eberhard von Gewenitz anwesend; er züchtigt den Lästerer im Lokal. Die Folge davon ist ein Zweikampf, bei dem Alexander Konkoly schwer verwundet wird. Auf dem Sterbebett bekennt er seine heimliche Liebe zu Maria und seine Schuld. Gern gewährt Gewenitz dem Sterbenden die erbetene Verzeihung. Auch Thege Konkoly wird an das Sterbelager gerufen; Alexander bittet ihn mit letzter Kraft, dem Grafen Gewenitz keinen Haß nachzutragen; dann entflieht sein Leben. Thege folgt der Bitte nicht, mit haßerfülltem Blick läßt er den Grafen ohne Händedruck gehen. Zwei Jahre sind vergangen. Da treffen sich Thege Konkoly und Malte von Gewenitz im Vorzimmer des englischen Oberkommissars. Geschickt weicht er jedoch den Fragen Konkolys aus und wird vor diesem zum Kanzleichef gebeten. Hier erhält er den Auftrag, Material über die Spielbank des Freistaates zu bearbeiten. Daheim angekommen, erhält er den Besuch Moritz von Ottmins. Sie sind beide von der Schule her bekannt, waren auch beide im gleichen Dienst beschäftigt, nur wurde Ottmin als leidenschaftlicher Spieler verabschiedet. Er will um Lilli Konkoly werben und bittet um Maltes Unterstützung dazu. Kurz vor dem Auseinandergehen macht er dann Malte die Mitteilung, daß seinem Vater die erbetene Hypothek nicht gewährt werden wird, und will ihn so verleiten, sein Glück am Spieltisch zu versuchen. Auf beides reagiert Malte scheinbar nicht, ist aber doch froh, als Ottmin sich endlich verabschiedet. Er geht zu einem Kirchenkonzert, in dem Herta, die Tochter des Konsuls Prätorius, mitwirkt. Gern würde er sich ihr nähern, aber die ungewisse Lage seines Vaters verbietet ihm, entscheidende Schritte zu tun. Sorgenvoll sucht er nach Schluß des Konzerts sein Heim auf. — Graf Eberhard von Gewenitz ist in großer Sorge, da seine Gesuche um eine Hypothek für Trutzhausen überall abgelehnt werden. Seine Tochter Eberhardine befindet sich auf der Rückreise zu ihren Eltern, nachdem sie das Abschlußexamen bestanden hat. Während der Fahrt wird sie von Moritz von Ottmin angesprochen; seine Gesellschaft ist ihr unangenehm, und sie bemüht sich, ihn das fühlen zu lassen. Allein Ottmin ignoriert absichtlich die Haltung Eberhardinens und spielt den Trumpf aus, den er bereit hielt. Er teilt der Baronesse mit, daß die Verlobung Lillis mit Herrn Gustedt bevorsteht. So überraschend diese Nachricht für Hardi auch ist, sie läßt sich äußerlich nichts anmerken. Bald läuft der Zug auf der Station ein, Hardi ist wieder in der Heimat angekommen.

*

Die Wirtschaftsführung auf dem Rittergut Hutloh war vorbildlich. Thege Konkoly zeigte gern seinen Besitz und alle Neuerungen, die sich bewährt hatten. Die es sahen und ihm zuhörten, dachten, daß es leicht sei, so zu wirtschaften, wenn man so reich war wie der Kommerzienrat.

Das langgestreckte, niedere Herrenhaus war nach dem Geschmack seiner Stieftochter neu umgebaut worden. So war ein eigentümliches Bauwerk entstanden. Auch die innere Ausstattung hatte Lilli übernommen und die Gemächer mit kostbaren Möbeln gefüllt.

Im blauen Wohnzimmer hinter den duftigen blauen Seidenvorhängen am Fenster saß Frau Magda Konkoly vor dem Nähtisch und hielt eine Stickerei in den Händen. Es war ihr Lieblingsplatz, da sie vom Fenster aus den Hof übersehen konnte. Als Tochter und einzige Erbin des reichen Bauern auf Wingenstein überwachte sie gern die Arbeit im Haus und lenkte den Haushalt ruhig und sicher.

Thege Konkoly ging, die Hände auf dem Rücken, auf dem Teppich hin und her. Er sah zufrieden aus und blieb zuweilen vor einem der glänzend polierten bizarren Möbelstücke stehen, betrachtete es wohlgefällig und ging dann weiter. Plötzlich sagte er: „Brauschall gehört nun uns, Magda."

Die Hände der Frau fielen in den Schoß. Sie sah auf und blickte den Gatten an. „Du wirst den Besitz unter Preis gekauft haben?"

„Ja. Es geht mir doch alles nach Wunsch. Mit meiner ersten und zweiten Hypothek ist das Gut bezahlt. Keiner der anwesenden Herren bot mehr. Brauschall soll Hans-Harlyn gehören, wenn er mir folgt."

Frau Magda sah ihn ernst an, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

„Warum antwortest du nicht?" fragte Konkoly, verwirrt von ihrem Blick.

„Ich will dir die Freude nicht verderben."

Sein Gesichtsausdruck verdunkelte sich. Als sie weiter schwieg, zuckte er die Schultern und ging im Zimmer auf und ab.

„Wirst du Gewenitz seine Hypothek auf Brauschall auszahlen, Thege?"

Konkoly ließ sich in einen Sessel fallen, schlug auf die Armlehne und lachte. „Magda, die Frage ist so naiv, daß ich sie als Spott nehme, und das macht alles gut!" Dann wurde er ernst, stand auf und sagte: „Warum ist er so unvorsichtig und gibt sein Geld einem Spieler, wie Klünek, auf ein überschuldetes Grundstück."

Er blinzelte schlau und legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. „Jetzt ist er gezwungen, mir auch den Wald und die Hälfte der Trutzhausener Ländereien zu verkaufen. Ich machte ihm ein ehrliches Angebot; jeder andere in seiner Lage hätte es ohne Besinnen angenommen."

„Immer wieder der alte Haß? Immer noch Rachegedanken, Thege?"

„Ach was! Ich fange nur auf, was ich so zufällig höre."

„Nein, Thege, das ist nicht wahr. Alles war von dir so geplant."

Zornrot ward sein Gesicht. „Selbstverständlich bin ich ein Schuft, und Graf Gewenitz ist ein Edelmensch."

Die Worte klangen scharf, beinahe feindselig. Aber sie sah ihn ruhig an und schwieg.

„Magda, du solltest doch zu mir halten."

„Ich halte zu dir," sprach sie unverändert freundlich, „darum muß ich offen mit dir reden. Deshalb frage ich

dich, warum hast du Klünek immer wieder Geld auf Wechsel geliehen? Du wußtest doch, daß er ein Gewohnheitspieler geworden ist! — Geschah das um seinetwillen, oder um Graf Gewenitz zu schaden? — Wir sprachen nie darüber, aber ich weiß wohl, du willst Ruhe haben vor deinem Rachegefühl. Hoffst du durch materielle Schädigung des Grafen über den häßlichen Trieb wegzukommen? — Ich wünsche nichts mehr, als daß du über den Tod deines Bruders hinwegkommst, aber daß Gott, der uns alle richtet, dein Tun ungestraft läßt, glaube ich nicht."

„Du benimmst dich immer so überlegen, als wäre ich noch erziehbar," wehrte er finster ab. „Ich bin genug gestraft durch Alexanders Tod."

Frau Magda gab nicht gleich Antwort; sie sah, wie sich sein Gesicht in jäh erwachtem Zorn erhitzte; seine Augen glühten drohend. Nach einer Weile düstern Schweigens sagte sie, einer Eingebung folgend, ruhig: „Wilhelmine Rapiozek ist wieder im Krankenhaus."

„Die Komödiantin!" rief Konkoly empört. „Vor einigen Tagen sah ich sie wohl und munter in ihrem Rollstuhl sitzen. Die will wohl noch mehr Geld, diese ..."

„Aber, Thege! Was du ihnen zahlst, schützt die beiden kaum vor Not. Würde Rapiozek vor Gericht gehen, dann ..."

Konkoly erschrak unwillkürlich. „Das ist nicht bloß meine Ansicht, Magda," rief er gereizt. „Auch andere finden, daß Rapiozek übertreibt; das Mädchen könnte wieder arbeiten, wenn sie wollte."

Frau Magda bewegte die Schultern, als ob sie fröstelte, und schwieg.

Stirnrunzelnd redete er weiter: „Warum fängst du immer wieder davon an? — Ich fühle mich nicht allein

schuldig. O nein! Die lebenslängliche Rente, die ich dem Mädchen freiwillig zahle, sühnt meine Unbeherrschtheit. Gewiß, ich hätte mich nicht hinreißen lassen sollen. Aber das Mädchen hat sich doch bei dem Aufschlagen auf den Karrenpflug verletzt."

Schweigend erwartete er Antwort.

Frau Magda schaute still an ihm vorbei.

Da sprach er weiter: „Gut wäre es, diese Menschen los zu werden; könntest du es ihnen nicht annehmbar scheinen lassen, daß sie fortziehen? Ich bin bereit, noch weitere Opfer zu bringen."

Sie ließ die Hände langsam auf die Knie sinken. „Erinnere dich, Thege, du weißt, ich versuchte das schon einmal vergeblich. Du weißt auch, wie oft ich Bittgang um Bittgang bei Rapiozek wiederholte, damit der Staatsanwalt ..."

Er wurde bleich; seine Lippen zuckten, die Augen blickten wild. Er setzte sich, stützte den Kopf in beide Hände und verharrte eine Weile unbeweglich. Endlich stand er auf. Ruhig sagte er: „Ich verdanke dir viel, Magda." Gerührt streichelte er ihren Arm.

Dann redete er in seiner selbstbewußten Art von wirtschaftlichen und geschäftlichen Dingen. Da sie nur einsilbig, wenn auch freundlich antwortete, stand er eine Weile verdrießlich am Fenster. Dann wandte er sich um und fragte: „Wirst du aus Hans-Harlyn klug?"

„In den letzten drei Jahren scheint er mir sehr verändert, selbstsicherer und willenstärker."

„Du hast recht. Ich fragte nur, weil ich merkte, daß er auf der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin nicht viel gelernt hat. Nun, für Brauschall dürfte es zunächst wohl reichen. Wir sind ja da und können ihm beistehen, wo seine Kenntnisse versagen. Ich dachte, der Junge

könnte bald heiraten." Frau Magda betrachtete ihren Gatten aufmerksam, der mit abgewandtem Gesicht eine Weile schwieg. Dann näherte er sich seiner Frau und sagte leise: „Ich dachte daran, daß Hans-Harlyn, wenn er in Brauschall warm geworden ist, Lilli heiratet. Dann hätten wir die Kinder um uns."

Frau Magda antwortete nicht gleich; sie kämpfte mit sich. „Glaubst du, zwei gereifte Menschen so bestimmen zu können, daß sie sich deinen Wünschen fügen?"

Konkoly runzelte leicht die Stirn. „Ich dachte es, daß du mir widerstehen würdest. Beobachte doch deine Tochter, wenn sie mit Hans-Harlyn zusammen ist, ich glaube, ich bin auf dem richtigen Weg zu ihrem Glück! Der Junge kann froh sein, daß es ihm vergönnt ist, ihr dieses Glück zu schaffen!"

„Täusche dich nicht, Thege!" antwortete Frau Magda. „Ich muß noch einmal aussprechen, was ich nie wiederholen wollte: Du hättest Alexander vielleicht nicht verloren, wenn du . . ."

„Ich weiß, was du sagen willst!" unterbrach er sie rauh. „Ich hätte die Liebelei mit Maria von Gewenitz nicht durch meine Pläne stören sollen ... Mir behagte es nicht, mit dieser verdammt kurz angebundenen Gesellschaft verschwägert zu werden. Die preußischen blaublütigen Sippen gehen mir gegen den Strich mit ihrer übertrieben weißen Weste, von der sie die kleinste Trübung gleich mit Blut abwaschen müssen. Sitzen da auf ein paar tausend Morgen Land und benehmen sich wie Fürsten, wenn sie sich herablassen, unsereinem Audienz zu bewilligen. Ganz klein müssen die noch werden . . ."

Die zarte Frau richtete sich plötzlich auf, schaute Konkoly fest an und sagte: „Ein Unglück wird es geben, ein großes Unglück."

„Was prophezeist du da?"

„Ein Unglück, das auch die beiden vernichtet." Die Augen mit beiden Händen bedeckend, entrang sich ein Stöhnen ihrer Brust.

„Was redest du immer in dieser unkenhaften Weise," erwiderte er. „Wir haben nichts zu fürchten."

Die Frau faltete die Hände im Schoß und schaute durchs Fenster. „Ich habe diesen Glauben an die Zukunft nicht mehr."

Er verbarg sein seelisches Unbehagen unter einem gereizten Lachen. „Du, die Kluge, Verständige — und so abergläubisch?"

Frau Magda erhob sich und trat vor ihn hin, ihre leicht gebeugte Gestalt aufrichtend. „Willst du bestreiten, daß nur die Rache gegen Graf Gewenitz dich leitet?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Du verstehst mich gut. Du kannst nicht vergessen haben, was Hans-Harlyn dir in Berlin erklärte."

„Liebe Magda — wenn man noch nicht trocken hinter den Ohren ist, wie Harlyn, behauptet man viel dummes Zeug. Ehe ich zugebe, daß der Junge Eberhardine von Gewenitz ..."

„Dein Haß und deine versteckte Rachsucht bringen uns alle ins Unglück! Lilli ist auch nicht mehr frei von dieser Leidenschaft!"

„Wer könnte vergessen, wenn einem der Verlobte erschossen wird?" — Mit geballten Fäusten ließ sich Konkoly auf einen Sessel fallen. „Den Bruder hat er mir geraubt, den einzigen Blutsverwandten, der mir mehr als Bruder, der mir ein Sohn war."

Frau Magda reckte sich empor und stand fast gebietend vor ihm. „So behandle ihn wie einen Feind, aber dann ehrlich und offen. Das kann man verstehen. Er-

niedrige dich nicht zu heimtückischem Tun. Verstecke deine wahre Gesinnung nicht unter der Maske guter Nachbarlichkeit."

Er lachte. „Das wäre das Rechte! Du weißt doch, was für ein Klatsch über meinen Jähzorn in der Leute Mäuler ist. Der edle Graf ist ja von seinesgleichen reingewaschen, das habe ich, der Fremdling, zu respektieren, sonst ... wie die Hunde das Wild, so würden sie mich verbellen!"

Er schaute seine Frau mißtrauisch an und wurde blaß.

Da wußte sie, daß die Leidenschaft ihn wieder überwältigt hatte. Sie trat zu ihm und legte ihre Hand sanft auf seine geballte Faust. „Thege, du bist doch klug und stark. Es ist nicht das erstemal, daß du das bewiesen hast." Sie schaute ihn ernst und gütig an. „Ich weiß, du wirst über dich wachen."

Er stand auf, er fürchtete, er könne sich etwas vergeben und auch seiner Frau gegenüber dahin geraten, wo er keinen Rückweg fand.

Konkoly verdankte Frau Magda viel. Von seiner Seite war die Ehe mit der äußerlich wenig anziehenden jungen Witwe eines im Krieg gefallenen Arztes aus praktischen Gründen zustande gekommen. Er wollte in der Gegend, wo seine mit kleinen Mitteln angefangenen Unternehmungen Erfolg zeitigten, festen Fuß fassen, und daher heiratete er die Witwe, die als einzige Tochter und Erbin des alteingesessenen, angesehenen und reichen Bauern auf Wingenstein recht wohlhabend war.

Das dreijährige Töchterchen Frau Magdas, ein reizendes und drolliges Kind, erfreute sein Herz; er verwöhnte die kleine Lilli und ruhte nicht eher, bis Frau Magda einwilligte, daß er das Kind adoptierte und ihm seinen Namen gab. Zwischen seiner Frau und ihm war

von Liebe nie die Rede gewesen. Sie hatten einander stillschweigend geachtet, und man nannte die Ehe glücklich. Im Zusammenleben empfand er bald, welchen Schatz von Güte und Nachsicht die Frau besaß. Auch ihre Einsicht und kluges Vermitteln, ihre Willenstärke, wenn sie nicht nachgeben wollte, bewahrten ihn wiederholt vor verhängnisvollen Schritten. Ja, sie war in all den Jahren ihm eine treue Gefährtin gewesen.

Auf dem Gang traf Thege Konkoly mit Gustedt zusammen, der im See gebadet hatte. Sein gebräuntes Gesicht sah frisch aus, und seine Augen leuchteten. Er trug einen vielgebrauchten Lederanzug.

Konkoly fragte: „Hast du dir meinen Vorschlag überlegt?"

Gustedt entschuldigte sich, daß er noch nicht darüber nachgedacht habe, und wollte vorüber.

„Wohin so eilig?"

„Berkenkamp erwartet mich; wir wollen eine Probefahrt mit einem neuen Flugzeug machen. Entschuldige, daß ich so eilig bin."

„Auch ich habe wenig Zeit, trotzdem möchte ich kurz mit dir sprechen."

Hans-Harlyn zögerte; beinahe wäre ein scharfes Wort gefallen. Als er Konkolys Augen gebietend auf sich gerichtet sah, besann er sich und folgte dem Pflegevater in sein Arbeitszimmer.

Zuerst ging Konkoly gelassen hin und her, um sich zur Ruhe zu zwingen. Vor seinem Pflegesohn, der nur selten die kühle Zurückhaltung aufgab, beherrschte er sich, so gut es ging, und nahm sich vor Zornesausbrüchen zusammen. Er legte die halbgerauchte Zigarre auf den Aschenbecher und ging zu seinem Sessel.

Hans-Harlyn stand abwartend am Schreibtisch. Er dachte, gewiß will er etwas von mir verlangen, was ich nicht tun werde.

Nach einer Weile fragte Konkoly: „Was hast du in Berlin getrieben?"

„Was man als Student zu tun hat. Ich war auch viel im Freien. — Und dann . . ." er setzte sich und sah seinen Pflegevater frei und froh an, „ja, und dann habe ich in letzter Zeit für die Lufthansa wiederholt neue Maschinen in weiten Flügen erprobt."

„So!" rief Konkoly ein wenig scharf. „Allerdings, die Luft in den Hörsälen hätte dein Gesicht nicht so gebräunt. Ich hoffe, dieser für einen Landwirt unpassende Sport wird jetzt bald ein Ende finden."

Hans-Harlyn lächelte. „Ein Landwirt bleibt wohl besser auf dem Erdboden."

„Gut, da sind wir gleicher Ansicht. Nimm mir nicht übel, was ich sage, aber als Vater glaube ich ein Recht dazu zu haben; es ist nötig, daß Klarheit zwischen uns herrscht."

„Sprich nur," sagte Gustedt; es klang fast herausfordernd.

„Ich halte dich für klug genug, zu erkennen, daß ich dein Bestes will. Ich erzog dich wie meinen eigenen Sohn, ließ dir deinen Willen, als du in Berlin die Hochschule besuchen wolltest, obgleich du bei praktischer Tätigkeit auf einem großen Gut viel mehr gewonnen hättest. Ich bin also kein Tyrann. Lebte Alexander noch, ich ließe dir völlig freie Berufswahl, so aber wärst du eigentlich verpflichtet, das Erbe Alexanders zu übernehmen. Ich habe das Vertrauen, daß du dir die Eigenschaften erwerben wirst, um meine Lebensarbeit erfolgreich fortzusetzen. Erkennst du diese Pflicht an, so bist du auch be-

rechtigt, Alexanders Nachfolger zu werden. Auch Lilli gegenüber bist du nicht so machtlos wie ich; dir bringt sie alle Nachsicht entgegen; mir und meiner Frau entzieht sie sich immer mehr und reizt uns durch absichtlichen Widerstand; dir zuliebe opferte sie schon manche ihrer Launen. Und deine treue Gesinnung für Lilli habe ich wiederholt freudig empfunden. Junge, schlag uns nicht die Tür vor der Nase zu! Übernimm zunächst Brauschall. Alles andere wird sich dann finden."

Hans-Harlyn hatte aufmerksam zugehört; der Gedanke, daß der Pflegevater über seine Zukunft bestimmt hatte und daß der Herrschgewohnte kaum nachgeben würde, stimmte ihn kampfmutig. Nun durfte er nicht länger schweigen.

„Vater, ich bin überzeugt, du willst mein Bestes. Ich danke dir herzlich. Trotzdem bitte ich dich, meinen Weg allein gehen zu dürfen. Die glänzende Zukunft, die du mir bietest, erscheint mir nicht so lockend, ich erstrebe ein eigenes Ziel. Neben meinem Fach als Maschinenbauer bin ich mit Leib und Seele Flieger."

Konkoly war blaß geworden; die vollen Lippen zogen sich in den Winkeln straff nach unten. Forschend schaute er den streitbaren Pflegesohn an; dann sagte er: „Deine Erklärung schafft eine eigentümliche Lage: entweder bin ich ein Waschlappen und füge mich deinem Wunsch, oder es kommt zu törichten und zwecklosen Reibungen, denn" — zögernd preßte er einen Augenblick die Lippen zusammen — „denn du wirst dir alles überlegen, bevor es zu völligem Bruch kommt. Das wirst du schon deiner Pflegemutter nicht antun wollen. Wir haben Landbesitz. Was geht uns die Fliegerei an?"

Hans-Harlyns Stimme klang spröde, als er entgegnete: „Es ist furchtbar, Vater, daß deine Pläne mit

mir zur Trennung führen. Ich habe kein so starkes Verhältnis zum Besitz wie du. Und ich kann mir Brauschall nicht schenken lassen, weil es mir gegen die Natur geht. Darum weigere ich mich, dir zu folgen. Täte ich es, so würde ich mich selbst verlieren und nur dein Geschöpf sein."

„Der Wille dazu sollte vorhanden sein, mein Sohn," sagte Konkoly gereizt.

Gustedt entgegnete ruhig: „Nein, Vater, jetzt bin ich mündig. Ich sehe in deinen Vorschlägen nur den Fallstrick, der mich moralisch erwürgt."

„Was sagst du? ... du ... du ..." Heftig zerdrückte er seine Zigarre im Aschenbehälter und warf sie hin. Jeder Zug von Wohlwollen war aus seinem Gesicht gewichen.

„Verzeihe, Vater! Du bist mit Recht erzürnt auf mich, weil ich nicht offen gegen dich gewesen bin, aber dein zäher Wille, mich zum Landwirt zu machen, zwang mich dazu. Jetzt spreche ich die Wahrheit: ich habe mich dem Maschinenbaufach und dem Flugwesen gewidmet. Als Flieger genieße ich schon einen gewissen Ruf. Mein Ingenieurdiplom hoffe ich im nächsten Jahr zu erhalten."

Nun stand Konkoly auf und schoß auf ihn zu.

Hans-Harlyn starrte ihm fremd und feindselig ins Gesicht; es sah aus, als ob Konkoly ihn angreifen wollte. Der Alte legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte: „Ist das der Dank für alles, was ich für dich tat?"

„Dankbarkeit hat mit der Auseinandersetzung wegen meines Berufes nichts zu tun."

„Gut, das soll gelten. Ich will auch darüber nicht rechten mit dir, daß du mein Geld zu andern Zwecken in Berlin verbrauchtest, als wozu es bestimmt war.

Rechne aber nicht damit, daß ich dir für die mir verhaßte Fliegerei weitere Mittel gebe."

Gustedt richtete sich auf. „Selbstverständlich mute ich dir weitere Opfer nicht zu."

„Ohne Geld ist's mit dem Ehrgeiz bald vorbei! Sei vernünftig! Ich will doch nur dein Bestes," lenkte Thege ein. „Die Flausen hast du dir auch nur in den Kopf gesetzt, um dieser ... Eberhardine von Gewenitz zu imponieren. Aber du wirst deine Gefühle für sie wohl ändern müssen. Sie ist so gut wie verlobt mit Doktor Prätorius."

„Eberhardine verlobt?" Er fühlte, wie alles Helle seines Innern erlosch; aber er blieb ruhig. „Eberhardine soll an mir nicht irre werden. Jedoch, was geht das dich an!"

Hans-Harlyn sah seinen Pflegevater offen an, wich aber vor dem drohenden Blick Konkolys zurück, der zum Äußersten entschlossen schien.

Da kam Frau Magda, die beim Betreten des Nebenraums, der nur durch einen Vorhang getrennt war, den scharfen Ton der Stimmen vernommen hatte, zwischen sie und legte die Hände auf Hans-Harlyns Schultern. „Was höre ich!" sagte sie. „Ihr streitet? — Geh, Hans-Harlyn, du wolltest anscheinend wohl zu Berkenkamp auf den Flugplatz. Es wird ihm unangenehm sein, auf dich warten zu müssen." Als er zögerte, wiederholte sie: „Geh! Geh!"

Als Konkoly durch eine Bewegung andeutete, die Unterredung sei beendigt, küßte Gustedt zum Abschied der Pflegemutter die Hand. Thege trat einige Schritte seitwärts. Der Weg zur Tür war frei.

Als sie sich hinter dem Pflegesohn schloß, schien es, als erschlaffte Konkoly; aber er faßte sich wieder und

setzte sich an den Arbeitstisch, erbost murmelnd: „Tappiger, blinder Narr!"

Frau Magda kämpfte einen Augenblick mit sich, dann fragte sie: „Er will Brauschall nicht bewirtschaften? — Was will er denn?"

Konkoly sprang plötzlich wieder auf; das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Frag' nicht! Du hast ihn ja zum Fliegen geschickt," fuhr er sie an. „Oder war dir seine Hinterlist bekannt? — Geflogen hat er, statt sich für die Landwirtschaft vorzubereiten."

Magda sah ihn traurig an. „Nein! Leider wußte ich das nicht."

„Aber ich tret' ihm in den Weg!" rief er zornig. „Ich dachte, Lilli würde ihn gefügig stimmen können, aber mir scheint, der Narr ist noch immer in Eberhardine Gewenitz vergafft."

„Nicht so schroff, Thege! Und vor allem keinen Groll. Du kannst nicht von ihm verlangen, daß er sich deinen Wünschen fügt. Es liegt in der Zeit, daß die Jugend dem Alter gegenüber Widerstand zeigt. Wir erleben das ja auch an Lilli."

„Darauf kommt es gar nicht an, daß er wegen Brauschall nicht gleich zusagt. Er mag sich besinnen. Aber daß er sich vom Urteil der Gewenitz abhängig macht und meine großmütige Fürsorge zurückweist — da sammelt sich in mir ein Groll an, der einmal mit Gewalt hervorbrechen wird. Nein! Darüber komme ich nicht weg!"

„Also doch wieder —? Thege . . ." Frau Magda zögerte in weher Enttäuschung weiterzusprechen.

„Ach was! Ich muß mein Projekt schützen. Trotz aller Angriffe erreichte ich als Fremder in diesem Land Erfolge

in meiner Arbeit und meinen Unternehmungen; mein Name muß von jedermann respektiert werden. Meine Lebensarbeit will und darf ich nicht von irgend einem dieser adeligen Herrchen, wie etwa diesem haltlosen Genußmenschen Ottmin, den uns Lilli vielleicht als Schwiegersohn bringen könnte, zertreten lassen. Oder möchtest du den Gewohnheitspieler Klünek in der Familie haben? — Siehst du nicht, daß sie auch mit dem herumflirtet? Und der ist eingebildet genug, obgleich er nichts ist und nichts hat, sich hier warm einnisten zu wollen. Ich danke! Alexander war ein Konkoly! Da man ihn gemordet hat, ist Hans-Harlyn verpflichtet, unsern Namen anzunehmen und zu tragen. Ich werde das durchsetzen!"

Schweigen lastete im Zimmer.

Dann sagte Frau Magda leicht verlegen: „Vergiß nicht, was du Hans-Harlyns Mutter versprochen hast."

Er wurde blaß und schwieg. Im Geist durchlebte er jenes Ereignis aus seiner Jugend, das sein Jähzorn herbeigeführt, weshalb er aus seiner ungarischen Heimat geflohen war.

Damals war er einer geringfügigen Ursache wegen mit dem deutschen Rechtsanwalt Gustedt bei einem Jagdfrühstück in Streit geraten; im Zorn, weil er in Gustedt den Zerstörer seines Glückes sah, der das Mädchen heimgeführt hatte, das er von Kindheit an geliebt und um das Konkoly vergeblich geworben hatte. Der Gastgeber und einige Herren hatten zu vermitteln gesucht, was ihnen durch Gustedts besonnene Art gelang. Als sie aufbrachen und Gustedt freundlich scherzend in den zweirädrigen Jagdwagen stieg, auf dem Konkoly mit ihm gekommen war, hatte Thege stumm mit verbissenen Mienen die Leine genommen und auf die Pferde

eingeschlagen, daß der erschreckte Kutscher, der hinten noch nicht saß, fast abgestürzt wäre. Dann gingen die Gäule mit einemmal durch. Die Führung ging verloren; es kam zum Sturz. Besinnungslos hatte man Gustedt fortgetragen. Er war tot. Der Kutscher, der das Bein gebrochen hatte, kam ins Krankenhaus. Man wollte Konkoly den Prozeß machen, weil der Kutscher ihn stark belastete; doch er hatte es vorgezogen, der Heimat den Rücken zu kehren. Später hatte die Mutter Hans-Harlyns, verarmt und den Tod im Herzen, ihm den kaum vierjährigen Knaben gebracht. Als es mit ihr zu Ende ging, versprach er ihr, für das Kind zu sorgen, als wäre es sein eigenes. Die Frau hatte ihm das Gelöbnis abgenommen, daß der Knabe den Jähzorn seines Pflegevaters nie spüren sollte.

Als Konkoly noch immer finster schwieg, wiederholte Frau Magda leise: „Denk' an Hans-Harlyns Mutter!"

Zögernd und widerwillig sagte er: „Gut! Ich will ihm Zeit lassen. Sprich du mit ihm. Er soll bei unserem Wiedersehen nicht mehr auf die heutige Auseinandersetzung zurückkommen." Er sah auf die Uhr. „Entschuldige mich; in wenigen Minuten ist das Auto da. Wichtige Besprechungen rufen mich in die Stadt."

Frau Magda stand sinnend am Fenster und sah ihn abfahren. Da löste sich die schwere seelische Last in ihr; sie ging ins Zimmer und weinte.

An einem strahlenden Vormittag hielten Lilli Konkoly und Baron Klünek nach einem scharfen Galopp die Pferde an und ließen sie im Schritt gehen. Von der Landstraße bogen sie in die Waldschneise ein. Auf dem harten Boden, der blank und braun von Tannennadeln war, wollte Lilli ihr Pferd wieder in Trab setzen.

Klünek mahnte: „Die Tiere müssen sich erholen, gnädiges Fräulein. Die Stute ist schlecht gelaunt."

„Es ist schöner, im Galopp zu jagen," erwiderte Lilli und lachte ihn liebäugelnd an. „Torina muß leisten, was ich will! Jeder muß tun, was ich will; auch Sie, Baron Klünek." Die Blumen, die an ihrer Brust gewelkt waren, warf sie ihm lachend in den Schoß und blieb an seiner Seite.

Er sah die zierliche, schlanke Gestalt an. Durch ständiges Trainieren, durch Gymnastik und Sport waren ihre Formen von gefälliger, sehniger Schmalheit; wie sie im Herrensattel saß, war reizvoll.

„Sie reiten vorzüglich, gnädiges Fräulein, obgleich die Stute schon wieder im Zügel ‚lümmelt'. Meine Hochachtung."

„Was Sie nur immer an ‚Torina' zu tadeln finden, Baron," schmollte sie, den Hals des Pferdes streichelnd.

„Es war ein edles Pferd, aber es ist verdorben! Man hat es verständnislos mit der Peitsche behandelt. Sie sollten versuchen, die Peitsche weniger, besser gar nicht zu gebrauchen."

Lilli warf den Kopf zurück. „Ich bin nicht gewohnt, daß man mir Vorhaltungen macht, Baron."

„Ich bitte Sie darum, gnädiges Fräulein. Es ist schade um das Pferd. Und Sie könnten, trotz aller Sicherheit, einmal doch aus dem Sattel geworfen werden."

„Wenn ich stürze, sind Sie schuld, Baron Klünek, durch Ihre unritterliche Weigerung, ‚Torina' für Askot zu trainieren, dort vorzuführen und den Preis zu holen. Ich will die Stute neben den schönen englischen Pferden laufen sehen!"

Als er den verdrossenen Gesichtsausdruck sah, konnte er weder liebenswürdig noch aufreizend antworten; eine

unbestimmte Sehnsucht bewegte sein Herz. Freundlich sagte er: „Wenn es Ihnen angenehm ist, wollen wir wieder ein bißchen galoppieren.“

Sie nickte und ließ „Torina“ antraben.

Eine halbe Stunde später, als die Pferde im Hutloher Stall standen, sah Lilli Klünek eine Sekunde lang in die Augen; er fühlte, daß er nachgeben könnte.

Da ging sie rasch zur Box, wo „Torina“ unruhig stand, die vom Stallmeister untersucht wurde. Klünek trat hinzu. Es zeigte sich, daß die Nachhand nicht durchgebogen, sondern steif war. Die Hinterbeine traten seitwärts hinten hinaus, weil die unelastischen Gelenke die Biegung als Schmerz empfanden.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte Klünek, „diese Schmerzempfindung ist die Ursache der Furcht ‚Torinas‘ vor einem Hindernis.“

„Himmel! Wie vorsichtig sind die Männer, wenn eine Gefahr droht,“ spottete sie lachend und trat unter die Stalltür. „Darf ich Sie einladen, mit uns zu speisen, Baron Klünek?“

„Ich bin für einen Besuch nicht angekleidet. Ich danke Ihnen.“

„Na, dann auf Wiedersehen,“ sagte sie gleichgültig burschikos und gab Klünek die Hand, die er mit den Lippen berührte. Schmollend sprach sie weiter: „Ahnen Sie, daß Sie mich sehr enttäuschten? — Sie wollen sich also mit ‚Torina‘ den Preis in Askot nicht holen?“ Sie beugte den Kopf vor, um ihm ins Gesicht zu sehen, da er beharrlich ihren Augen auswich. Er wußte, daß er sich für das unsinnige Rennen verpflichten würde, wenn er sich nicht beherrschte.

„Sie sind doch ein trefflicher Reiter,“ drängte sie, und

ein Blick voll Schelmerei und Bewunderung traf ihn. So nahe stand sie bei ihm, daß er den Duft ihres Haares spürte.

„Hexe — schöne Hexe," dachte er, „du forderst mich zum Todesritt." Er schaute sie fast feindselig an. „Sie verlangen ein tollkühnes Wagnis. Kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß es gelingt."

„Sie sind so tollkühn, wie ich den Mann liebe."

Er sah ihren weichen Mund, die zarten Wangen leicht rot überhaucht; seine Bedenken schienen zu schwinden. „Ich werde Ihren Wunsch erwägen, gnädiges Fräulein."

„Dank! Tausend Dank, Baron!" Rasch streckte sie ihm beide Hände entgegen. „Ob Sie siegen oder nicht, mein Dank ist Ihnen gewiß."

Damit ging sie rasch fort.

Baron Klünek bestieg sein Motorrad. Während er dahinsauste, spielte um seine Lippen leise Wehmut. Lilli Konkoly, dies maßlose Geschöpf eines der Geldleute, die in der Not der Kriegsjahre schamlose Geschäfte machten, indes andere in den Schützengräben liegend das Leben opferten. — Er war mit Leib und Seele Offizier gewesen, hatte nach dem Tod des Vaters Brauschall als schuldenfreien Besitz verlassen, um dem Vaterland zu dienen. Nach dem Zusammenbruch hatte er monatelang menschenscheu auf dem ausgesogenen und verlotterten Gut Brauschall gelebt, ohne die Kraft aufzubringen, durch Arbeit, wie Gewenitz, um das Erbe seiner Väter zu ringen. Die Not hatte ihn in den Spielsaal gejagt, Erbitterung und Verzweiflung trieben ihn dazu. Immer tiefer war er gesunken, als er von dem vertrauenden Gewenitz das letzte flüssige Geld nahm. Er rang nach Atem vor Scham. Das Rennen erschien ihm nun als Rettung. Siegte „Torina", so war Gewenitz vor dem

Zusammenbruch gerettet, der Frevel an der Freundschaft getilgt.

Gräfin Angelika empfing auf Hutloh die unerwarteten jungen Gäste herzlich. Von draußen klang fröhliches Lachen jugendlicher Stimmen in das Musikzimmer. Hans-Harlyn Gustedt und Moritz von Ottmin plauderten mit der Gräfin.

Als das frohe Stimmengewirr lauter ins Zimmer drang, fragte Lilli: „Sie haben große Gesellschaft, Frau Gräfin?" Kokett bekümmert betrachtete sie ihr dünnes Kleidchen aus hellrosa Seide. Sie beugte ihren leichtgepuderten Nacken und den Kopf mit dem kurzgeschnittenen Haar und entschuldigte sich, daß sie nicht gesellschaftsmäßig gekleidet sei.

Frau Angelika tröstete sie lächelnd, der Zufall habe es heute gefügt, daß ein Schwarm munterer Mädchen ins Haus gekommen sei, die bald wieder gehen würden. Sie schloß: „Es sind Hardis Schulkameradinnen, die mit dem Achtzehnuhrzug von Goldach abfahren müssen."

Die Hausfrau bat ihre Gäste, in den fröhlichen Kreis zu treten.

Auf dem Rasenplatz im Garten trafen sie die junge Schar beim Kugelspiel: etwa acht junge Mädchen in lichten, farbigen Kleidern. Die Spielenden sammelten sich um Doktor Prätorius, seinen Schiedspruch anrufend. Neben ihm stand Eberhardine in einem schmucklosen weißen Kleid. Als sie Gustedt sah, trat in die sanften grauen Augen Hardis ein Flimmern, die Lippen öffneten sich wie zu einem freudigen Ausruf, schlossen sich aber sogleich abweisend.

Der Gedanke, daß Hardi einem andern angehören sollte, bewegte ihn schmerzlich.

Ein helles, melodisches Lachen erklang. So lachte nur Herta Prätorius. Sie hob abwehrend die Hand. „So werfe ich also noch einmal," sagte sie und strahlte Malte an, der den Ball aufgehoben hatte und ihr reichte. Sie stellte sich zum Wurf an, die anmutige, hohe Gestalt straffte sich; die Kugel in der Hand wiegend, neigte sie das Haupt seitlich und schleuderte. Klatschend schlug der Ball unter die andern.

Während Lob und Tadel durcheinanderschwirrten, führte Gräfin Angelika ihre unverhofften Gäste ein. Lilli beteiligte sich rasch am Spiel und führte beinahe aufdringlich das Wort. Durch Ottmins spaßig freies Benehmen wurde es bald laut und ein bißchen zügellos in der munteren Schar. Hans-Harlyn hielt sich am Rand des Kreises, ungeduldig wartend, bis ein Gespräch mit Eberhardine oder Malte möglich war.

Erst als der Diener der Gräfin meldete, daß für die jungen Damen aus der Stadt unter der alten Linde gedeckt sei, und das Spiel aufhörte, kam Eberhardine auf Gustedt zu, lebhaft, kameradschaftlich; sie wollte das frühere „Du" gebrauchen, aber dann fiel ihr ein, was Lilli ihr einmal zornig entgegengeschleudert hatte: sie beeinflusse Hans-Harlyn in einer Weise, die ihn schädige, sie entfremde ihn den Eltern und ihr, daß er zu Hause in Zurückhaltung erstarre und nur mit ihr lache und fröhlich sei. Hardi dachte auch an den Abbruch des Briefwechsels, den der Jugendfreund herbeigeführt hatte. Die Ursache seines Schweigens sah sie heute in der bevorstehenden Verlobung mit Lilli.

Da wich sie ebenso vor ihm zurück, wie er vor ihr. Mit ernst prüfendem Blick gab sie ihm die Hand, die er langsam ergriff. Die Wärme der feinen, energischen Hand fühlend, verlor er seine Sicherheit und konnte nicht das

gleichgültigste Wort hervorbringen, als Prätorius hinzukam und mit freudigem Aufleuchten in seinen durchgeistigten Zügen das Wort an Hardi richtete. Die gemessene Liebenswürdigkeit des Doktors entwaffnete den eifersüchtigen Groll Gustedts.

Auch nachher am Tisch unter der Linde brach Eberhardine nicht den Bann des Schweigens zwischen Gustedt und ihr. Während alle lebhaft fröhlich waren, fand sie sich mit den lauten Reden ihrer Altersgenossinnen ruhig lächelnd ab. Gustedt suchte in ihrem Antlitz zu lesen, das sich ihm nicht zuwandte, da sie den Blick auf den Weg gerichtet hielt; sie erwartete offenbar den Vater, der Doktor Prätorius die alten Kunstschätze zeigen und dabei unauffällig forschen wollte, ob das Stadtmuseum daran Interesse hätte. Sie hatte den Eltern geraten, die alten Kunstgegenstände in die Burgkapelle schaffen zu lassen. Dort hingen nun ein Gemälde von Velazquez, ein Werk van Dijcks und ein Bildchen von Murillo. Da standen zwei gotische Holzplastiken und ein prächtig gearbeiteter Huldigungsbecher. Was man dafür erwarten durfte, war so viel, daß es die Summe der Brauschaller Hypothek, die Klünek nicht zahlen konnte, sogar überstieg. Erlöst atmete sie auf, als der Vater endlich kam.

Auch Gustedt beteiligte sich nicht an der allgemeinen Plauderei. Vergeblich sann er nach, warum Hardi so zurückhaltend blieb. Hatte man hier von den Plänen des Pflegevaters schon gesprochen? —

Als die jungen Mädchen gingen, zogen alle zum Abschied mit zum Tor hinaus.

Während die Wagen davonrollten, sah Gustedt Eberhardine. Sie stand allein auf den Steinstufen, die zum Haus hinaufführten. Er eilte zu ihr; jetzt erst wollte er die liebste Genossin seiner Knabenjahre begrüßen.

„Wie schön, daß Sie hierbleiben, daß Sie nicht mit den andern in die Stadt fahren müssen, Har—," er verbesserte sich, „Baroneß."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Warum freut Sie das?"

„Ich hoffe, mir die Freundin wiederzugewinnen."

Sie wollte eben antworten, da hängte sich Lilli an Gustedts Arm, strahlte ihn kokett an, lachte übermütig und zog ihn mit einer nichtssagenden Bemerkung fort, als Herta mit Malte und Ottmin hinzukamen. Man ging noch ein wenig durch den ungepflegten Teil des Parkes und dann zum Platz unter der Linde, wo allerlei Früchte und Süßigkeiten standen. Ein Diener kam mit der Teemaschine aus dem Haus. Malte und Herta gingen noch eine Weile auf dem grünen Rasenteppich hin und her. Sie unterhielten sich über Musik. Da erzählte Malte, welche Gewalt ihre Stimme auf ihn ausübe; er werde durch den Klang dieses Organs im Tiefsten aufgewühlt.

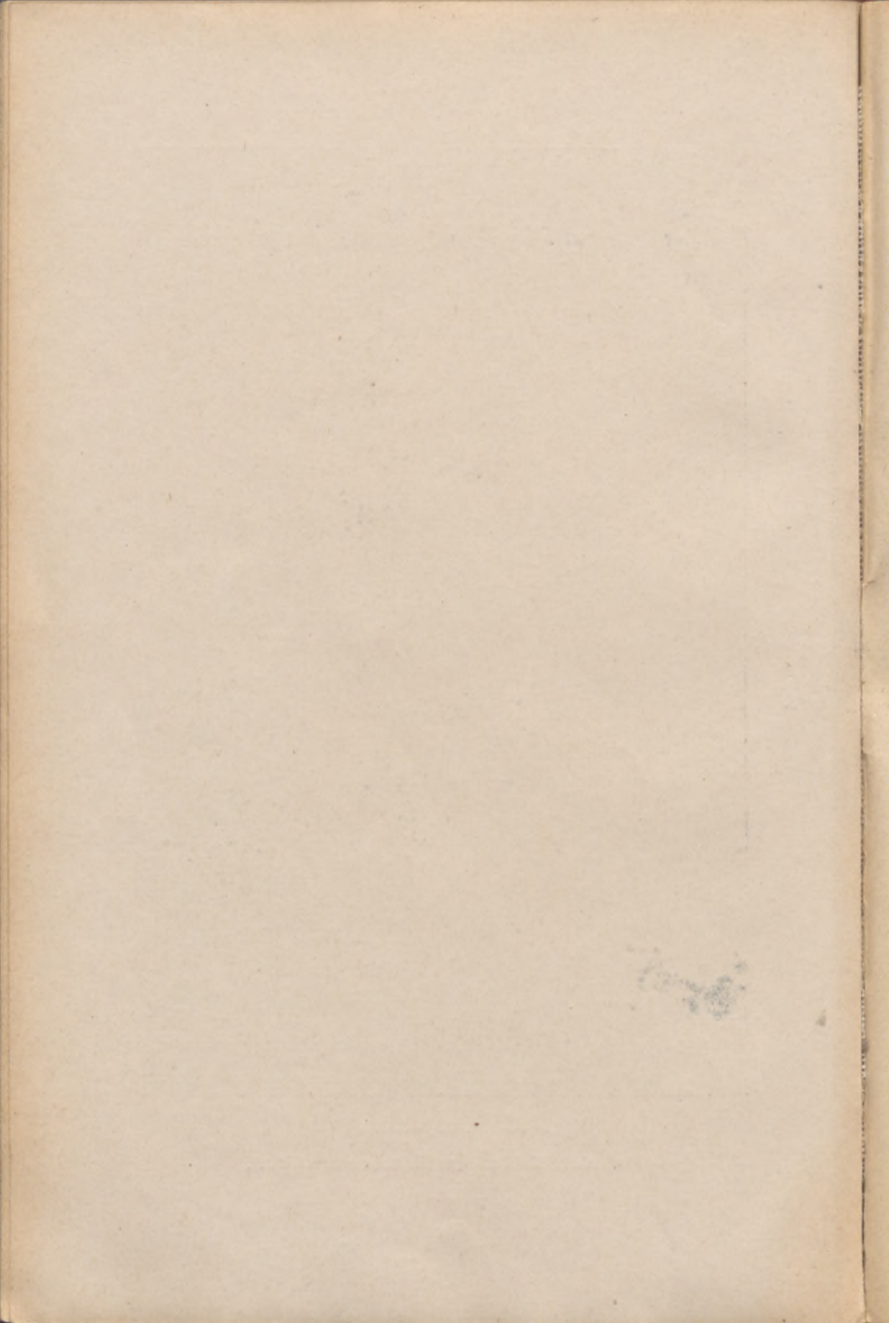
Hardi horchte auf und sah nach den beiden hin. War das Malte, der so sein Inneres erschloß? — Der Bruder, der sonst so verschwiegen war, daß er keinen Vertrauten hatte. „An Herta also verschenkt er sein Herz —," dachte Hardi. Leise Wehmut huschte über ihr ernstes Gesicht. „Armer Bruder ..."

Bald darauf folgte Doktor Prätorius der Aufforderung Graf Eberhards, die alten Kunstwerke anzusehen. Malte ging mit Herta; er wollte ihr die alte Wallanlage der Trutzenburg zeigen.

Eberhardine bereitete den Tee. Gustedt sah ihr schweigend zu. Ottmin erzählte gesellschaftlichen Klatsch. Hin und wieder nickte Lilli beifällig oder warf zerstreut eine Bemerkung ein. Ihr zierlicher Körper versank fast in dem großen Korbsessel. Sie blies den Rauch der Zi-

Am Bosporus.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Scherl.



garette vor sich hin. Immer wieder streifte sie mit halbem Blick ihren Pflegebruder.

„Harlyn, du mußt mich nach Askot begleiten!“ Dieser Ausruf unterbrach die oberflächliche Unterhaltung Ottmins. Sie prüfte die Wirkung auf dem Gesicht Gustedts, der nachsichtig lächelnd erwiderte: „Glaubst du durch deine Anwesenheit das Modefest der englischen Ladies zu verschönern?“

„Nun, meine Erscheinung paßt wohl in das großartige Bild des englischen Derby. Lady Dudley“ — sie wandte sich lebhaft an Ottmin — „Sie kennen doch die Tochter Lord Dudleys, des neuen Chefs des Oberkommissariats?“

„Gesellschaftlich habe ich die Dame nicht kennengelernt. In die etwas engbegrenzten englischen Kreise kommt man ja nicht hinein.“

„Ich lernte sie beim Golfspiel kennen,“ sprach Lilli weiter, „sie hat mich nach Askot eingeladen. Ich freue mich darauf. Du darfst nicht nein sagen, Hans-Harlyn. Es ist der Höhepunkt der Sommersaison der englischen Gesellschaft.“

Gustedt wehrte ab. „Ich bin nicht geneigt, mich in der englischen Gesellschaft begaffen zu lassen. Ich bin auch kein Begleiter für . . .“

Lillis Wangen röteten sich. „Oh, du denkst wohl, ich werde wieder viel Schmuck tragen. Nein! Auf große Kostbarkeit der Toilette kommt es nicht an — das individuelle, eher schlichte Kleid, der persönliche Ton paßt in das festliche Gewoge in Askot am besten!“ Lilli schnippte mit den Fingern. „Du bist kein ritterlicher Bruder,“ schmollte sie und legte ihre Hand auf Gustedts Schulter. „Berkenkamp fährt uns in seiner Alexandermaschine nach London. Ich freue mich, ‚Torina‘ mit den schönen englischen Pferden um die Wette dahin-

rasen zu sehen." Dann lächelte sie und sagte: „Du weißt wohl noch gar nicht, daß Klünek schon in Askot ist und ‚Torina' trainiert."

„Das ist eine gefährliche Mission! ‚Torina' ist kein Renner, wenigstens jetzt nicht mehr."

Lilli bog ihr Gesicht nahe vor das seine. „Versprich mir ... ach du! Schau nicht so teilnahmlos drein. Versprich mir ..."

„Bitte doch Mutter, daß sie dich begleitet."

Er fühlte den festen Druck ihrer Finger an seinem Arm. Er befreite ihn und sagte leise zu ihr: „Du tust mir ja weh!"

„Du mir noch mehr, wenn du nicht mit mir fährst." Dann sah sie Hardi mit grünlich funkelnden Pupillen an und sagte: „Du, Berkenkamp nimmt keine Damen als Flugschüler an. Er rät allen davon ab. Ich soll auch dir allen Ernstes davon abraten," setzte sie fälschlich hinzu, denn Berkenkamp hatte die Absage nur ihr persönlich erteilt und von Hardi nichts erwähnt. Sie kannte den Wunsch Hardis und gönnte ihr nicht, was ihr versagt blieb.

Eberhardine preßte die Lippen fest gegen die Zähne. War Berkenkamp ein Schwätzer? dachte sie. Es war doch eine ernste, vertrauliche Unterredung gewesen, und er war es ja, der die Hoffnung in ihr genährt hatte. Wollte er nun seine Zusage auf solch eine unschöne Art zurücknehmen? —

Während sie den Tee in die Tassen goß, sagte sie: „Ich danke dir für deinen Rat, liebe Lilli. Dieser Traum spielt in meinem Leben keine Rolle mehr." Scherzend schloß sie: „Leutnant Berkenkamp hat recht. Damen sind diesem ernsten Beruf doch nicht gewachsen."

Gustedt horchte freudig auf. Hardi — Fliegerin! —

Seine Kameradin! — Aber dann dachte er an Doktor Prätorius und versank in trübes Sinnen.

Ottmin lächelte vielsagend und versuchte, Lilli wieder in seinen Bann zu ziehen. Er hatte längst bemerkt, daß die Verlobung, die Kommerzienrat Konkoly so dringend wünschte, zwischen beiden noch nicht beschlossen war. Sein Ziel blieb also wohl doch erreichbar, denn der Alte erwartete von ihm ja auch Gefälligkeiten, die er ihm widerstrebend erwies.

Eberhardine fragte: „Wird Baron Klünek beim Rennen ‚Torina' reiten?"

„Ja, er gab mir sein Versprechen," sagte Lilli triumphierend. Aber wenn ich erzählen wollte, was ich aufbieten mußte, bis er einwilligte" — sie lachte übermütig und sah Gustedt blinzelnd an — „schließlich brauchte ich ihn die Erfüllung einer Hoffnung nur ahnen lassen, um alle Bedenken zu überwinden."

Eberhardine erwiderte ernst: „Du hättest das mit ‚Torina' nicht wagen sollen, Lilli. Das Pferd ist für die Rennreiterei verdorben, und Baron Klünek ist kein Meisterreiter."

„Nun, ich erwarte mit Ruhe, ob mein Pferd verliert oder gewinnt. Sei darüber nicht besorgt, Hardi."

„Meine Sorge gilt nicht dem Pferd, sondern dem Reiter. Wenn Baron Klünek verunglückt ..."

„An so was denkt man nicht," entgegnete Lilli ungeduldig.

„Doch! Daran denkt man sogar zuerst," sagte Gustedt. „Du wirst ..."

Sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. „Man fängt an zu moralisieren, da wird es langweilig. Kommen Sie, Baron Ottmin, ich zeige Ihnen etwas Interessantes an der Burg."

„Wenn Ihnen die Vorführung mit mir allein nicht zu langweilig ist," sagte er mit einem Blick huldigender Herausforderung, „dann folge ich gern."

„Ihre Gesellschaft genügt mir." Sie lachte gezwungen, als sie merkte, daß Gustedt kein Interesse zeigte, und lief voraus.

Auch Eberhardine erhob sich, als wolle sie den beiden folgen. Noch stand sie zögernd, und Gustedt dachte, sie wolle persönlichen Fragen aus dem Weg gehen. Er fühlte sich zurückgewiesen und verbarg es nicht.

„Wir hatten lange nichts voneinander gehört. — Und wir haben uns noch viel länger nicht gesehen."

„Ja, die Zeit vergeht." Der Ton klang herb.

„Ich gab Ihrer Frau Mutter mein Ehrenwort, keinerlei Verbindung mit Ihnen zu suchen während eines ganzen Jahres. Jetzt bin ich daran nicht mehr gebunden. Darf ich Sie an unsere Jugendfreundschaft erinnern --?" Er wollte „Hardi" sagen, aber er fühlte, daß er das nicht durfte.

Feinhörig erriet sie, was die Frage enthielt und was die ausgebliebene Anrede verschwieg, und erwiderte lächelnd: „Ja, wir waren impulsive Kinder. Zügelung tat uns wohl not."

Die Betonung der letzten Worte empfand er als Zurechtweisung; das Blut stieg ihm in die Stirn. Ihre Worte erinnerten ihn an jene Zeit, da sie beide mit dem Gedanken spielten, Beherrscher der Flugmaschine, Eroberer der Lüfte zu sein; damals empfanden und dachten sie gleich.

„Und heute wirbt der Freund um den seelischen Anteil, der ihm vorenthalten wird. Sie müssen das fühlen."

Sie wandte ihre Augen von ihm ab. Ihre Züge wurden abweisend. „Und wenn ich das nicht fühle?"

„Dann sind Sie nicht mehr Eberhardine von Gewenitz, die Treue zu halten verstand.“

Ein befangener Ausdruck trat in ihr Gesicht, der rasch verschwand. Ihr Mund zuckte unmerklich. Sie maßen sich mit Blicken. In Gustedts Augen stand zornige Liebe, Furcht des Verlierens und Hoffnung. Die Herbheit ihres Wesens ließ sie anteillos erscheinen; aber Gustedt wußte, welch scheue Zärtlichkeiten ihr Herz geben konnte.

„Warum dringen Sie so auf mich ein?“ fragte sie, äußerlich ruhig, mit gesenktem Blick. „Kinderspiele und Jugendträume wechseln ihre Bedeutung für den erwachsenen Menschen; sie bieten kein Recht, an das eigenste Wesen des andern zu tasten, Herr Gustedt.“

„Verzeihen Sie, Baroneß,“ erwiderte er, den konventionellen Bann achtend, in den sie sich vor ihm zurückzog. „Seien Sie gütig. Es war anmaßend von mir, aber ich konnte die Hoffnung nicht lassen, daß die Freundin, die dem eigenwilligen Jungen so viel gewesen ist, auch als glückliche Braut des Doktor Prätorius den Jugendkameraden nicht ganz zurückweisen würde.“

Sie starrte ihn an. Auf seinen fragenden Blick wehrte sie ab. Es sei unzart von ihm, über Dinge zu reden, die vorläufig noch völlig unklar wären. Er möge sie in ihr Schicksal gehen lassen, da er im Begriff sei, sein Leben in eine Richtung zu bringen, die er nicht wieder verlassen könne, da er mit seiner Pflegeschwester vor den Altar treten wolle. Sanft und ruhig hatte sie gesprochen.

„Das ist nicht richtig. Ich denke nicht daran. Alexander Konkoly ließ sich von der stärkeren Hand führen, vom Willen des liebenden Bruders bestimmen, der ihn vom eigenen Weg abzog. Sie wissen, daß solche Beziehungen zwischen mir und meinem Pflegevater nicht bestehen. Ich ward in die Familie des Kommerzienrats auf-

genommen, weil er die Schuld am frühen Tod meines Vaters sühnen wollte. Ich rette nur mein Lebensglück, wenn ich mich nicht nach seinem Wunsche modeln lasse. Seine Pflicht hat er an mir getan, aber zur Liebe fand ich keinen Grund; sie konnte auch nicht gedeihen, denn der Schatten meines Vaters stand zwischen uns."

Eberhardine sah den Freund ernst an. Leidenschaftlich sprach er weiter: „Sie ahnen nicht, was es heißt, in einem Haus leben zu müssen, in dem man fremd ist und bleiben muß."

„Frau Magda war doch immer freundlich und liebevoll."

„Freundlich war meine Pflegemutter, ja, liebevoll nicht. Ihr gütiges Vermitteln zwischen ihrem Gatten und mir während meiner Werdejahre sichert ihr für immer meine Dankbarkeit. Trotzdem lebte ich ohne Liebe. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es ist, wenn das Blut zwischen verwandten Menschen spricht."

Er sah Eberhardine lächelnd an. „Und Lilli? — Das Mädchen, das nicht meine leibliche Schwester ist, mit der ich lebte wie mit einer Schwester, ist mir auch fremd. In letzter Zeit ward sie mir sogar unheimlich fremd. Da Lilli immer wie auf der Flucht vor sich selbst lebt, da sie weder Ruhe noch Gleichmaß hat, bangen die Eltern vor drohenden Gefahren; daher möchte der Kommerzienrat, daß ich das Sorgenkind, das zurzeit eine gewisse Vorliebe für mich zeigt, zur Lebensgefährtin wählen soll. Als Lohn dafür bekäme ich Brauschall geschenkt und soll das Erbe mit Lilli teilen."

Sie hörte ihn unruhig atmen. Zornig sprach er weiter: „Und Sie, Eberhardine, Sie glaubten, ich könnte als reichbezahlter Sklave leben?"

„Sie sehen das alles vielleicht vorurteilsvoll an und

fassen darum alles nur halb," sagte sie sinnend, indes zartes Rot ihre Wangen färbte.

„Nein! Ich liebe Lilli nicht. Lieben kann ich nur das, was mich vollendet."

Sie stützte sich an den Tisch, im plötzlichen Versagen aller Kräfte.

Da fiel jede hemmende Schranke; er zog sie mit sanfter Gewalt an sich. „Du! Du bist mir die Vollendung! Die Sehnsucht nach meiner eigentlichen Kraft bist du mir. Dich liebe ich, Eberhardine!"

Hardi hörte den Schlag seines Herzens durch diese Worte klingen und ruhte hingegeben an seiner Brust. Unter unabwehrbarem Zwang fanden sich ihre Hände und Lippen.

Vom Wiesengrund her klang das laute Lachen Lillis. Da richtete Hardi sich auf. Als sie in die strahlenden, zuversichtlichen Augen des Geliebten blickte, hatte sie ihr seelisches Gleichmaß wiedergefunden.

Schritte näherten sich der Linde. Malte und Herta wandelten plaudernd unter der dunkelgrünen Dämmerung des Buchenweges auf die Linde zu. Eberhardine und Gustedt gesellten sich zu ihnen und gingen mit den beiden langsam dem Hause zu.

Sie blieben stehen und sahen das Glühen und das farbige Blinken in den schmalen, hohen Fenstern.

Lilli und Baron Ottmin kamen über die Wiese. Schalkhaft sah Lilli von einem zum andern. „Mach' doch ein Gedicht, Hardi, über — na, über Burgenzauber," spottete sie, „vielleicht mit einer weißen Spukgestalt im Säulengang."

Sie sah den tadelnden Blick Gustedts und schritt über die Treppe zum Gesellschaftszimmer hinauf.

Hardi blieb stehen und sah den Bruder traurig an.

In seinem Gesicht war ein Ausdruck, der im Widerspruch zur gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit stand; Hardi ahnte, daß sein Herz blutete.

Gräfin Angelika verstand es, bei Tisch eine heitere Stimmung zu erhalten.

Doktor Prätorius sprach fesselnd über die alten Meisterwerke. Ottmin plauderte ungeniert mit Lilli, ohne das Gespräch über Kunst zu beachten.

Nach Tisch ging Herta zum Flügel und spielte. Sie fühlte sich hilflos. Die vertrauliche Mitteilung ihrer Verlobung mit Lord Shelley hatte den immer stolz beherrschten Malte fassungslos gemacht. Sie war dankbar und empfänglich für die huldigende Verehrung, die der reine, lebensfrohe Mann ihr entgegenbrachte. Nun hatte sie ihm so weh tun müssen. Mit diesem Gefühl beladen war sie zum Flügel gegangen und spielte sein Lieblingstück.

Im Halbdunkel in der Nähe des Flügels saß Malte. Er fühlte, wie sie ihn zuweilen ansah.

Er überdachte die letzten Stunden. Der Tag war so froh und hell verlaufen. Das Bewußtsein, daß die Geliebte im Hause seiner Väter weilte, empfand er glückhaft beruhigend; alle Sorgen waren wie fortgeweht. Als sie plaudernd unter der dunkelgrünen Dämmerung der Parkwege gingen, war das Geständnis ihrer Verlobung ihr wie ein starkes, aus dem Herzen strömendes Lied geflossen. Sie liebte Lord Shelley. Mit strahlendem Lächeln hatte sie gefragt: „Sagen Sie, Graf Malte, ist er nicht wert, geliebt zu werden?"

Wie bitter war es, zu wissen, daß es so stand.

Die Musik war beendet. Malte schreckte auf. Stimmen schwirrten durcheinander. Lilli Konkoly lachte überlaut, Ottmin winkte Malte herbei. Der rührte sich nicht. Nach

einer Weile kam Ottmin zu ihm. „Es bleibt also bei unserer Abmachung, Graf Malte?"

Malte erhob sich. „Sie entsinnen sich, Baron, ich gab keine Zusage!"

„Nun, ich werde Sie morgen besuchen. Vielleicht entschließen Sie sich doch."

Malte wehrte ab. „Ich werde bestimmt nicht mitgehen. Ich verstehe nicht, warum Sie mich immer wieder zum Spiel auffordern. Wollen Sie mich aus Freundschaft zum Millionär machen?"

Ottmin belachte den Spott wie einen gelungenen Witz. „Die Jagd nach dem Glück ist reizvoller zu zweien. Ich werde kommen."

„Mitgehen werde ich nicht," wehrte Malte ab.

„Verschwören Sie das nicht, lieber Graf. Es kann sein, daß ich vergeblich bei Ihnen vorspreche, aber auch das Gegenteil ist möglich. Auf jeden Fall komme ich."

Malte verneinte höflich lächelnd und ging.

Als die Wagen vorfuhren und die Gäste Abschied nahmen, kam Lilli auf Hardi zu. Ihre Augen funkelten. „Glaube nicht, daß du Hans-Harlyn wieder von uns abziehen kannst. Er gehört zu uns! Wir lassen ihn nicht. Ich warne dich! Ich will Hans-Harlyn nicht verlieren!"

Hastig wandte sich Lilli zum Ausgang, da Gustedt sie am Auto erwartete. Beim Einsteigen sah er, daß Lilli erregt zitterte. „Was hast du, Lilli?"

Sie schüttelte den Kopf und dachte: „Wenn er jetzt ein zärtliches Wort sagt, dann ist alles gut."

Eberhardine stand unter der offenen Tür, als der Wagen davonjagte. Bang blickte sie ihm nach.

Zuletzt stiegen die Geschwister Prätorius in ihren Wagen. Malte küßte Herta die Hand und wendete sich rasch ab, von heißer Glut durchströmt.

Graf Eberhard trat aus dem Lichtkegel des davonsausenden Wagens.

„Vater, was ist dir?“ fragte Hardi und betrachtete aufmerksam sein Gesicht.

Er lächelte ihr zu. „Nichts, Kind. Nur eine weitere Enttäuschung. Unsere Gemälde sind gewöhnliche Kopien.“

„Wie ist das möglich? Der Direktor der Deutschen Nationalgalerie erklärte sie doch für echt. Er wollte sie damals für einen hohen Betrag erwerben.“

„Die Originale sind gestohlen, Kind. Doktor Prätorius meint, sie müßten im letzten Kriegsjahr an Stelle der echten Gemälde gehängt worden sein.“

„Lieber Vater, wir müssen nachforschen lassen, um die Originale wiederzuerlangen.“

„Das wird schwer sein. Jahre sind seit dem Diebstahl vergangen. Prätorius erbot sich, nach den Originalen zu suchen.“

Hardi schob den Arm in den ihres Vaters. Während sie langsam die Stufen zur Vorhalle hinaufstiegen, sagte sie: „Wenn einer uns helfen kann, so ist es Doktor Prätorius.“

Graf Eberhard nickte zustimmend. Dann sagte er liebevoll bittend: „Mein Kind, lasse die Mutter und mich eine Weile allein.“

Hardi bat, bleiben zu dürfen.

„Ich weiß ja doch, was besprochen werden soll, Vater. Schließe Malte und mich von euren Sorgen nicht aus; wir wollen sie euch tragen helfen.“

Tränen waren ihr in die Augen geschossen, als sie sprach. Gewenitz nahm sie bei der Hand.

„Du hast recht, Hardi,“ erwiderte er bewegt. „Bleibt bei uns.“

(Fortsetzung folgt)

Die Schönheit des fünften Erdteils

Von Dr. Walther Kundt / Mit 7 Bildern

Wer da glaubt, in Australien Exotisches sehen zu können, der wird enttäuscht sein. In Sydney, der zweitgrößten Stadt des fünften Erdteils, die man in wenigen Jahren zu den Millionenstädten zählen wird, gibt es keine bizarren Tempelgebäude, keine fremdartig aussehenden braunen Menschen mit eigenartigen Sitten wie in Indien. Denn die wenigen zum untersten Proletariat gehörigen Schwarzen und — im Gegensatz zum bartlosen Neger Afrikas — schwarzbärtigen Australneger, die heute noch in den Küstenprovinzen zu sehen sind, werden bestenfalls von Forschern beachtet. Um 1800 schätzte man die Zahl der lebenden Ureinwohner auf etwa hundertfünfzigtausend. Jetzt lebt davon nur etwas mehr als der dritte Teil, und in einigen Jahrzehnten werden vielleicht alle ausgestorben sein. Niemand beklagt das Verschwinden der Australnigger; man schätzt sie nicht. Neuerdings besteht die Absicht, die Reste der Urbevölkerung im schwachbesiedelten Nordwesten Australiens unterzubringen, wo sie sich vielleicht erhalten können, denn sie sind den Einflüssen der Zivilisation nicht gewachsen. In der Nähe englischer Ansiedlungen hat man die Schwarzen längst ausgerottet.

Australien ist englisch, und zwar in höherem Grade als Nordamerika, englisch sind dort die Menschen, die Zivilisation und das Wirtschaftsleben, vor allem aber ist die politische Richtung englisch. Wir mußten das zu unserem Leidwesen im Krieg erfahren. In England gilt Australien

neben Neuseeland und Kanada als ein zukunftkräftiges Neu-England. Die Männer Australiens rüsteten sich be-



Buschmanntyp aus dem Innern Australiens. Pressephoto.

geistert zum Kampf gegen Deutschland. Traurig ist es für uns, aber man muß es wissen, in Australien gilt der Deutsche nichts. Man will überhaupt fremdes Blut

im Land nicht dulden. Die Chinesen hat man ausgewiesen; der Japaner ist verhaßt. Mischlinge duldet man



Typus eines Aruntamannes aus Zentralaustralien. Pressephoto.

nicht. Einwanderer, die jährlich zugelassen werden, sieht man sich genau an und bevorzugt „gutes englisches Blut". Italiener wünscht man ebensowenig wie Deutsche;

aber den Franzosen ist man geneigter, denn sie gelten als „schuldlose Opfer" des Weltkriegs, den Deutschland angezettelt hat. Eine Wirkung der schamlosen Kriegsverhetzung. Und doch verdankt dieser Erdteil deutscher Arbeit und deutschem Forschergeist viel. Erwähnt sei nur Leichhardt, der zuerst den australischen Kontinent durchquerte und bei seinem kühnen Unternehmen den Tod fand.

Australien hat eine sichere Zukunft. Man denke, ein Erdteil so groß wie Europa wird nur von etwa sechs Millionen Menschen bewohnt, von denen fast ein Drittel in Sydney lebt; Sydney und Melbourne sind Weltstädte von Rang. Eine neue Hauptstadt, Canberra, ist im Entstehen begriffen. Einstweilen hat die Regierung dort ein imposantes Parlamentsgebäude errichtet. Auch ein Riesenhotel ist fertig. Die Stadt wird in dreißig Jahren gewachsen sein und für die Aufschließung weiterer Gebiete bedeutend werden. Seiner geographischen Eigenart nach ist Australien ein wunderbares Land. So fremdartig wie die Bodengestalt sind der Pflanzenwuchs und die Tierwelt dieses Erdteils.

Australien gehört den ältesten Perioden der Erdgeschichte an. Schon die Bodengestaltung läßt das erkennen; nirgend sieht man Gebirgszüge mit kühn aufragenden Zacken oder Hörnern; auch die bis zur Karpathenhöhe ansteigenden australischen „Alpen", die den fruchtbaren, vorzüglich besiedelten Südosten des Erdteils vom wüstenhaften Innern scheiden, haben nur abgerundete Kuppen, das untrügliche Zeichen hohen geologischen Alters. Auch die Bergzüge an der Küste sind nicht auffallend gestaltet. Aber das Meer ist so blau wie das Mittelmeer und wirkt noch herrlicher durch die lang hinwallenden Wellen und die schäumende Bran-

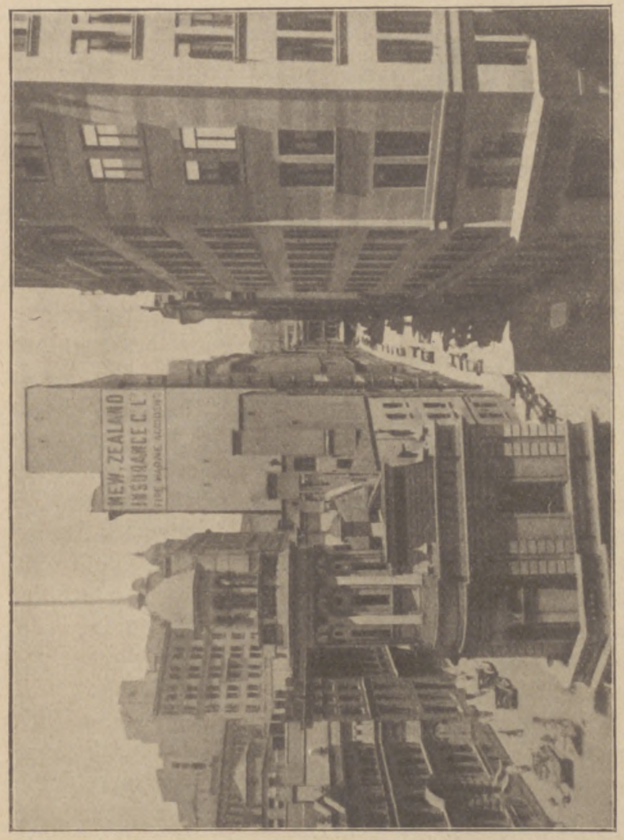


Straßenbild in der Nähe des Hafens von Sydney aus dem Jahre 1848. Atlantik.

dung, die gegen die Felsufer schlägt. Und wo die langgestreckte Küste sich zu einer großen Bucht mit schmalem Eingang öffnet, wo innerhalb der Bucht eine Menge Halbinseln, die auf ihrem felsigen Rücken üppigste südländische Vegetation und reichen Villenschmuck tragen, in das blaue Wasser hineinragen, wo eine moderne, reiche Großstadt mit weiten Hafenanlagen, breiten, belebten Straßen und Riesenverkehr sich ausdehnt, wo weiße Segel in Menge die blaue, von begrünten Höhen eingerahmte Fläche beleben, da bietet sich ein Bild, das sich wohl mit der Schönheit der berühmten brasilianischen Hauptstadt Rio de Janeiro messen kann. Hoffentlich wird dieses prächtige Hafenbild durch die zurzeit im Bau befindliche Riesenbrücke über die Hafenausfahrt nicht gestört. Mit der Stadt Sydney sind allerdings die größten landschaftlichen Schönheiten des fünften Erdteils erschöpft. Die an Einwohnerzahl noch größere und bedeutendste Stadt des Erdteils, Melbourne, die mit vielen Turmhäusern und breiten Straßen mehr als Sydney amerikanischen Städten gleicht, liegt in einer flachen Ebene. Noch weniger Anziehendes bieten andere australische Städte. Wenn der blaue Himmel, die warme Sonne des Südens und die fremdartige Vegetation nicht wären, man könnte glauben, in England zu sein.

Aber die Vegetation mahnt daran, daß man weit weg von Europa ist. Wenn auch viele der Pflanzen aus Europa eingeführt wurden, den besonderen Charakter geben der australischen Landschaft doch einige Bäume, die nur in diesem Erdteil ursprünglich heimisch, auch heute noch hier allein verbreitet sind. Fast die Hälfte der gesamten Vegetation Australiens besteht aus ungefiederten Akazien — Wattebäumen — und Eukalypten, die dem verhältnismäßig waldreichen Südosten des Landes den

eigentümlichen Charakter geben. Man sagt, Australien sei das Land, in dem die Bäume keinen Schatten geben,



Die gleiche Gegend am Hafen von Sydney, die heutige Hamilton Street.

und man hat deshalb die Landschaft öde und traurig, ja gespensterhaft genannt. Richtig ist allerdings, daß bei vielen von den mehr als hundertdreißig dort vorkom=

menden Eukalyptusarten die Blätter nicht wie bei anderen Pflanzen wagrecht, sondern senkrecht zum Boden stehen. Dadurch dringt das Sonnenlicht anders durch das Laub zum Boden. Und wenn nun, wie es in dem ziemlich trockenen Land häufig ist, bei greller Sonne dicker Staub die Blätter, die Stämme und den Boden bedeckt, dann wirkt die Landschaft trübselig. Aber der Eukalyptus ist nicht etwa häßlich. Es gibt gewaltige Bäume, die hundertzwanzig Meter hoch werden und am Fuß acht bis dreizehn Meter Umfang haben. Wenn der Wind die Kronen der mächtigen Bäume hin und her wirft, blitzen und funkeln die schmalen, graugrünen Blätter im Sonnenlicht gleich Tausenden silberner Nadeln. Allerdings ist das nicht die Poesie des deutschen Waldes, es ist fremde, exotische Schönheit. Fremdartig wirken auch die riesigen Baumfarne, die am Fuß der hohen Eukalyptusbäume emporwachsen. Abgesehen von dem nördlichsten tropischen Teil gibt es nur im Südosten Australiens Wälder, vor allem in den beiden Gebirgszügen, die dieses Gebiet vom wüstenhaften Innern des Landes trennen. Aber auch hier ist der Wald nicht das typische Landschaftsbild, sondern weite, lichte Haine und Grasflächen mit hohen, einzelstehenden Bäumen. Dort, wo viele tausende Rinder und Schafe zur Weide gehen, wirkt die Landschaft anmutig und lieblich.

In der inneraustralischen Wüste sind weite, reizlose, wasserlose Sandstrecken, mit Spinifex oder Stachelschweingras bedeckt, das wegen seiner trockenen, stacheligen Art so genannt wird. Diese Gebiete sind mit der Sahara vergleichbar; die Temperatur steigt dort zwar ebenso hoch, aber es gibt keine Karawanenstraßen, die zu gesegneteren Gebieten führen.

Australien hat weite Gebiete, die von Tramps, Land-



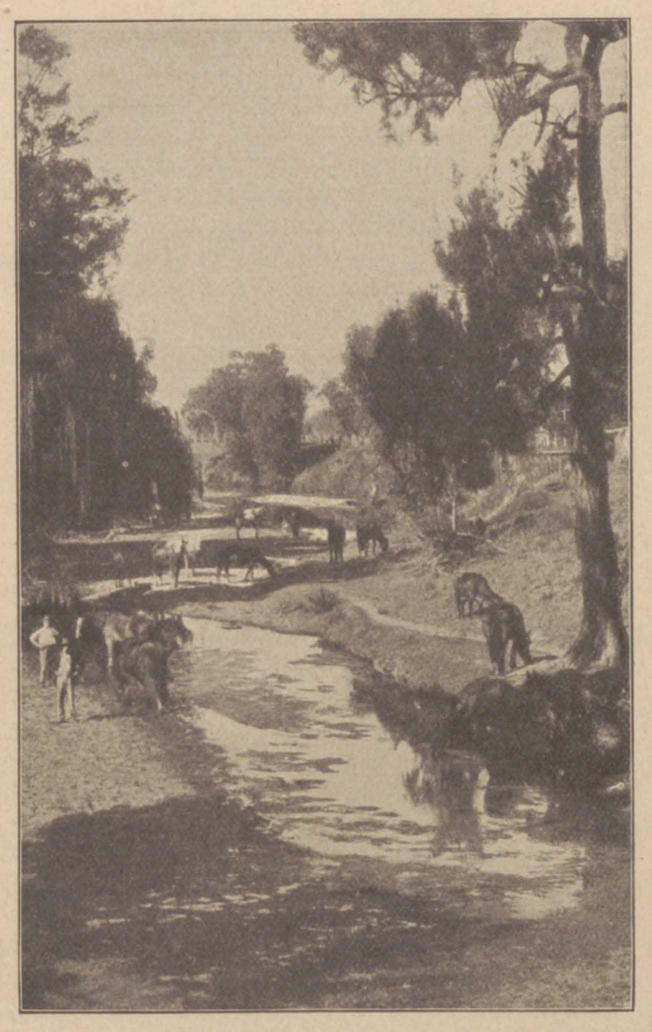
Australiens neue Hauptstadt Canberra, die im Entstehen begriffen ist. Ein Teil des Bundesparlamentsbaues.

Atlantik.

streichern, zu Pferd oder zu Fuß ruhelos durchzogen werden. Solange sie noch Gegenden durchstreifen, wo Viehwirtschaft getrieben werden kann, übernachten sie bei Herdenbesitzern. Kommen sie abends an, so bitten sie um etwas Tee und Salzfleisch, das man ihnen überall gibt. Nachts ruhen sie vor dem Haus. Da monatelang weder Regen noch Tau fällt, kann man ohne Beschwerde unter freiem Himmel ruhen. Am andern Morgen, nachdem sie einen Teekessel, den sie immer mitführen, mit Wasser gefüllt haben, ziehen sie weiter.

Die Tramps sind eine nicht geringe Plage für die australischen Herdenbesitzer. Der beste deutsche Kenner und Schilderer innerauftralischen Lebens, der leider so jung verstorbene Stephan von Kotze, erzählt von einem Herdenbesitzer, der zu einem dieser Bettler mit einem Stoßseufzer sagte: „Sie sind der achtzehnte, der heute kommt und Fleisch haben will." Seelenruhig entgegnete der Landstreicher: „Ich habe Streichhölzer bei mir." Diese Anspielung will sagen, er könne dem Herdenbesitzer das Haus über dem Kopf anzünden, wenn er kein Essen bekäme.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts suchten viele Tramps die Wüste auf, nachdem die Nachrichten von fabelhaften Goldfunden bekanntgeworden waren. Goldsucher sind die ersten freiwilligen Einwanderer gewesen, die ins Innere kamen, denn die Herdenbesitzer wollten nur Deportierte beschäftigen, die man aus allen Ländern großbritannischer Reichszugehörigkeit nach Australien schaffte. Die australische Goldminenindustrie, nächst der südafrikanischen die größte der Welt, ist längst aus dem Stadium des Abenteurertums herausgewachsen. Man arbeitet nach den neuesten Methoden und mit modernen Maschinen. Einzelne Goldsucher, die mit einer „Wasch-



Landschaftsbild in der Nähe einer australischen Farm.
(Underwood & Underwood)

schüssel" das Freigold, chemisch reines Gold, aus dem Sand herauswaschen wollen, dürfen kaum mehr erwarten, dabei zu verdienen. Aber die Tramps geben weder den Glauben noch die Hoffnung auf, doch noch einmal zufällig goldführenden Sand oder gar einen Goldklumpen zu finden, der sie von allem Elend erlösen soll.

Ergreifend hat von Kotze die Leiden des australischen Goldsuchers geschildert: „Die lachende Fata Morgana des Glücks winkt von fern über eine weite, öde, steinige Fläche. Der ganze Horizont hüpft und schwimmt in Hitzewellen. Unter dem stahlblauen, wolkenlosen Himmel schleicht ein lechzender Mann mit fahlen, eingefallenen Wangen, irren Augen und blutlosen Lippen über das glühende Geröll. Seine Wegweiser durch die grauenvolle Einsamkeit sind bleichende menschliche Gerippe ... Im weißen, harten, blendenden Licht treibt es und drängt es ihn hinein in die schreckliche Öde. Und doch, wer einmal in dieser schauerlichen Wildnis gewesen ist, den zieht es immer wieder in die vertrocknete, brennende Wüste. Der Goldhunger lockt und lockt; er kann nicht mehr widerstehen und wandert wieder hinaus in die furchtbare Ödnis."

Australien, eines der wenigen dünnbevölkerten außertropischen Länder, die geeignet sind, europäische Auswanderer aufzunehmen, bietet für Deutsche keine Siedlungsmöglichkeit. Die Kluft, die der Krieg zwischen uns und England einschließlich seiner Kolonien aufgerissen hat, ist zu breit und tief, als daß sie sich in absehbarer Zeit wieder schließen könnte.

Statistische Zahlen über Viehzucht, Weizenausfuhr, Schiffsverkehr und Eisenbahnlängen, so wichtig dies alles auch ist, geben doch kein Bild von dem gewaltigen



Im australischen Busch. Interessant sind die übermannshohen Kolben des Jaccograses. Scherl.

Land in der fernen Südsee. Es hat nicht nur die Züge einer starren, toten Mondlandschaft, wie manche gesagt haben, die durch harte Erlebnisse verbittert wurden. Nein, es ist trotz seiner herben Strenge voll eigenartiger, ja erhabener Schönheit. Wer alle Wunder der übrigen vier Erdteile kennengelernt hat, dem bleibt als letztes Wunder und Rätsel dies älteste Land der Erde, vertrocknet, runzlig und faltig, in dem dennoch Menschen unermüdlich arbeiten und ringen. Sie beginnen dort ein ganz neues Kapitel der Menschheitsgeschichte.

Buchstabenrätsel

Da heißt es schaffen emsiglich,
eh zu Besitz du kommst durch mich —
doch nimm mir nur ein Zeichen, gleich
wirst mühlos du durch mich oft reich.

Auszählrätsel



Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Eine Bootfahrt durch den Strudengau

Von Gottfried Hofmann / Mit 5 Bildern nach Zeichnungen des Verfassers

Zwischen Linz und Wien durchströmt die Donau zwei nahe aneinandergerückte Täler, die sich trotzdem gar nicht ähnlich sind. Wildromantisch ragen im Strudengau mächtige Riesengranitfelsen aus den schäumenden Wassern, die eilig zwischen steil abfallenden bewaldeten Bergen dahinschießen. Weite Rebengelände begrenzen in der Wachau die sonnigen Ufer der Donau, die sich schon zu langsamerem Lauf durch weite Auen gegen Wien hin anschickt.

Wundervoll ist eine Fahrt im schwankenden Boot durch den einst so gefürchteten Gau. Früher ragten mächtige Riffe aus dem Strom, ungefügen Schiffen und Flößen eine immer drohende Gefahr. Heut ist die Fahrt leicht, wenn man auch etwas vorsichtig sein muß. Am späten Abend hatte ich in Grein mein Boot ans Ufer gelenkt und im Gasthof an der Lände Quartier bezogen. Müßig schlenderte ich durch mondbeschienene Gassen zum Rathausplatz, auf dem über dem leise plätschernden Brunnen ein steinerner Roland Wache hält. Durch den düsteren Park stieg ich zu dem mächtigen Schloß, der Greinburg, hinauf. Riesige uralte Linden blühen und hauchen ihren balsamischen Duft aus. Irgendwo murmelt ein Wässerlein; Grillen zirpen leise. Durch ein schmiedeisernes Tor kam ich zur gewölbten Einfahrt. Märchenhaft schön stand da ein schindelgedeckter Ziehbrunnen. In drei Stockwerken bauten sich düstere Arkaden auf. Im Mondschein schimmerten schlanke Säulen.

Mit der Sonne stieg ich am nächsten Tag aus den Federn, und bald ging's in den Strom hinaus. Lieblich an die weite Bucht gelehnt lag da draußen das niedliche kleine Städtchen, aber ich hatte keine Zeit, es lange zu betrachten, denn eindringlich ward ich gewarnt vor dem Greiner Schwall, der am Ende der Bucht die Wasser wild aufschäumen läßt. Da mußte man ernstlich aufpassen beim Rudern, um nicht plötzlich in Gefahr zu kommen. Trotzdem schwankte mein Boot auf den gelbgrünen Fluten noch recht unangenehm. Auf dem linken Ufer führt eine Straße entlang, auch die Bahn fährt dort. Rechts fällt der steile Waldhang fast unmittelbar zum eingeengten Strom ab. Schon sauste ich am Hößgang vorbei, der die schöne Insel Wörth vom südlichen Ufer trennt, da öffnete sich links eine stille kleine Bucht, ein paar Ruderschläge, und schon schoß das Boot im stillen braunen Wasser davon. Bald mußte ich mein Fahrzeug vertäuen und wanderte fröhlich in ein hübsches Waldtal hinein. Erst kam ich an einer Mühle vorbei, dann ging es immer steiler hinan auf schmalem Pfad am Ufer des munter über den Granit springenden braunen Baches. Mit einemmal war der verschwunden; kaum vernahm man sein Rauschen zwischen den mächtigen Blöcken. Zuletzt hörte auch das auf. Ich dachte an Karsterscheinungen, konnte sie aber mit den uralten Formationen nicht in Einklang bringen. Ein Bergsturz wird einst den Bach verschüttet haben, oder das Wasser bahnte sich einen anderen Weg durch weicheres Gestein.

Immer steiler stieg der Weg bergan, bis nach einstündiger Wanderung der Bach in mächtigen Wasserfällen herabstürzte. Noch eine Wegbiegung, und ich stand am Ziel meiner Wanderung, der Stillensteinklamm. Ein hausgroßer Felsblock stürzte da zwischen zwei Fels-

wände herein; Wasser braust darunter. Still und unbeweglich seit Urzeiten liegt dieser gewaltige Stein da.



Einer der schönsten Teile des Strudengaues.

Bald saß ich wieder im Boot, und nun begann eine sausende Fahrt zwischen hohen Kaimauern hindurch. Erst spähte ich vorsichtig nach dem Signalmast. Gottlob:

freie Fahrt! Denn in der Enge da drunten möchte ich nicht mit einem Schleppschiff zusammenkommen. Unheimlich rasch flog das Boot. Wirbel rauschten da und dort unter mir, aber immer drehte mich eine günstige Welle an sicheren Bord. In der Gegenströmung trieb ich an die Insel Wörth heran. In dem mannshohen Gras verschwand ich fast. Langsam drang ich durch Gestrüpp vor, bog schlanke Weidenzweige auseinander und gewann einen eigenen Anblick. Ein kleiner Weiher, rings umgeben von uralten Aubäumen. Im seichten Wasser stelzten zwei Reiher dahin, nach Fischen spähend. Sie hatten mich gehört, breiteten die Schwingen weit aus, und mit rauschendem Flügelschlag hoben sie sich über die Bäume. Ich stieg den steilen Fels hinan, der sich über der Biegung der Donau erhebt. Schon zur Keltenzeit waren dies Eiland und der Fels bewohnt; dann erbauten die Römer ein Kastell da oben. Auch das sank in Asche und Staub. Da baute irgend ein gefürchteter Ritter Schnapphahn ein Raubnest auf dem Felsen. Jahrhunderte vergingen. Gleich rauschend und tosend schossen die Fluten der Donau dahin, Schrecken und Gefahr allen bringend, die es wagten, den Schnellen zu trotzen. Wehe dem Fährmann, dem einst da droben auf dem Fels der schwarze Mönch erschien. Sicherem Verderben in den Riffen des Wirbels oder an den mitten aus der Donau aufragenden Hausteinfelsen fuhr er erbarmungslos entgegen. Gar manche Trümmer geborstener Schiffe barg man einst in dem kleinen Neſtchen Struden, das sich am anderen Ufer an den Fels lehnt, auf dem das verfallende Wolfenstein steht. Schon unter Maria Theresia wurde mit der Schiffbarmachung des Gaus begonnen, aber erst Kaiser Franz Joseph hat sie beendet. Zuerst wurden die Felsen, besonders der Haus-

stein, gesprengt, dann aber baute man mächtige Mauern an den Ufern, damit die Donau eingeengt und die



Stadt und Schloß Grein mit der alten Burg.

Wasseroberfläche über den Riffen gehoben wurde. Heute noch deuten recht verdächtige Wellen die einst so gefähr=

liche Stelle an, wo früher der Hausstein ein unumgängliches Hindernis bot.

Abermals lenkte ich mein Boot in eine stille Bucht. Ein breitspurig dastehendes Gasthaus mit schönem Dach lud zur Rast. Auch den hübschen alten Erker mußte ich aufsuchen, den ich drüben sah. Mußte hinaufsteigen zu dem mauerumfriedeten Kirchlein Sankt Nikola mit dem spitzen Turm, von dem aus man in den schmalen, stillen Gau hineinschaut.

Flink trieben mich dann die raunenden Wasser dahin zur heimlichen Bucht, über der auf mächtigen Mauern die weißen Häuser von Sarmingstein leuchten. Ein altersgrauer Rundturm ist unter Efeu und Buchen schier unsichtbar geworden. Auch hier ergießt sich in hohem Bogen braunes Wasser in den Strom, nachdem es eine Reihe von Sägmühlen getrieben hat. Von hier, von Sarmingstein aus, flößt man seit alters den Reichtum des Landes ab. Mächtige Baumstämme werden zu Flößen zusammengebunden und weggeführt, die in Isperdorf noch mit Brennholz beschwert werden. Dort wird auf der Höhe ein kleiner See gestaut; die plötzlich geöffneten Schleusen tragen das aufgestapelte Holz auf stürmenden Wellen hinunter zur Donau, wo man es aus dem Wasser fischt.

Ruhiger glitten nun die Wellen dahin. Bald konnte ich Persenbeug sehen, ein mächtiges Schloß auf steilem Fels über der Donau, auf dem der letzte Habsburgerkaiser zur Welt kam. Gern lenkte ich mein Boot ans niedere Ufer und suchte den gemütlichen Gasthof auf, wo trefflich für Speise und Trank gesorgt ist. Müde zog ich mich in ein liebliches Biedermeierbett zurück, und bald träumte ich von rauschenden, tosenden Wassern, einsamen steilen Waldhängen, Donauweibchen und grimmen Raubrittern.



Ruine Wolfenstein.

Am frühen Morgen weckte mich schmetternde Bläsermusik aus schönen Träumen. Richtig! Heut ist ja Fronleichnam! Schnell aus dem Bett und hinunter zum



Sankt Nikola.

Marktplatz, wo es lustig zuging. Der Mesner hatte auf der Straße Gras gestreut. Die Hauswände sind mit grünen Reisern geschmückt, Fahnen flattern von den Dachluken. Die Jugend zeigt sich in neuen Gewändern. Weißgekleidete kleine Mädchen mit gewelltem Haar kommen daher, Körbchen mit Rosen und Blumen in der einen,



Pöchlarn mit der Ruine des alten Turmes, wo Rüdiger einst Kriemhild willkommen hieß.

die Kerze in der andern Hand. Der Franzl wirft sich stolz in die Brust mit seiner neuen Hose, die allerdings

fürs „Wachsen" berechnet ist. Burschen hantieren hinter der Kirche mit Böllern. Tausende von Bienlein sammeln summend den süßen Saft aus den Blüten der breitästigen Dorflinde. Glocken klingen, Böller krachen, und schon sah ich vom Wasser aus den Zug durch die grünen Fluren daherkommen. Voran der Pfarrer mit dem Allerheiligsten unter dem „Traghimmel". Hinterdrein die buntfarbige Schar. Ich hörte sie noch eine Strecke weit singen.

Vorbei ging es dann an dem stolz auf der Höhe stehenden Wallfahrtsort Mariataferl, an dem trutzigen schwarzen Turm von Pöchlarn, wo Graf Rüdiger einst Kriemhild willkommen hieß. Bald rücken die Berge wieder näher zum Ufer heran, schon grüßt auf der rechten Seite das Benediktinerstift Mölk, und dann nimmt mich der heimatliche Gau wieder auf: die gottgesegnete Wachau.

Buchstabenrätsel

Ob Lieb' erzeugt es oder Wein,
von Dauer wird es niemals sein
und wird gewiß so gut entweichen,
als ob vom Worte fehlt' ein Zeichen

Silbenrätsel

Es freue sich, wer noch die erste kann,
durch die man viel des Schönen mag genießen;
wem sie verwehrt wird, der ist schlimm daran,
ihn wird der Tag verfinstert nur begrüßen.

In mancher Brust sich wohl die zweite regt
nach ird'schen Schätzen wie nach Ruhm und Ehren;
manch Schöne wohl, um zu gefallen, hegt
sie oft — und auch, wer Schmeichelei mag hören

Doch wenn das Schicksal günstig dir gewillt,
daß es die erste dir mit „wieder" gönnet,
dann wohl dir, wird das Ganze dir gestillt,
das bang und heiß dir oft im Herzen brennet.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Maskentänzer auf Zeylon



Teufelstänzer auf einem Fest, das alljährlich zu Ehren von Buddhas Zahn auf Zeylon gefeiert wird.

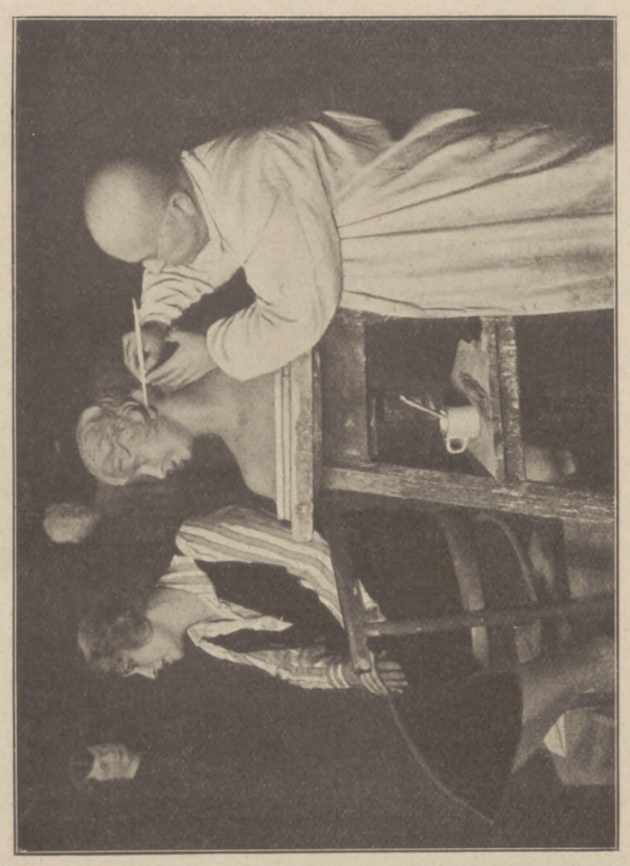
Vom Modell zur Modefigur

Von F. Gordon / Mit 6 Bildern nach Aufnahmen aus den Ateliers der Schaufensterfigurenfabrik Edmund Boehm & Co., Berlin

Frau Tilly Nassoys hatte heute ihren Besuchsabend; Freunde und Bekannte, die oft und gern bei ihr zu Gast weilten, waren wie immer zahlreich erschienen. Die Geselligkeit, die hier gepflegt wurde, hätte manchem zur Nachahmung empfohlen werden können; man musizierte, unterhielt sich über Fragen der Kunst und Literatur, plauderte über interessante Erscheinungen der Technik — kurz, diese Abende waren immer recht unterhaltend.

Der heutige Abend stand ganz unter dem Einfluß des Schaufensterwettbewerbs, der zur Zeit in der Stadt veranstaltet wurde. Das Publikum war zur Mitarbeit aufgefordert worden und sollte die Tätigkeit der Preisrichter unterstützen. Auch in diesem Kreise war man der Ansicht, daß die Schaufenster der Firma Gebrüder Dittmann unbedingt mit dem ersten Preise ausgezeichnet werden müßten. Die dort ausgestellte Dekoration zeigte Szenen aus dem Kurpark der Stadt, die besonders dadurch Aufsehen erregten, daß die verwendeten Figuren sehr stark den Eindruck lebender Personen machten, der noch dadurch erhöht wurde, daß verschiedene sich bewegten. Manche der Anwesenden meinten, daß wirkliche Personen während der Zeit des Wettbewerbs dort im Schaufenster mitwirken müßten, während die unbeweglichen Figuren im Hintergrund die üblichen Modepuppen

seien. Da griff Frau Nassoys in diesen Streit der Ansichten ein. „Erinnern Sie sich nicht“, begann sie, „an



Die Arbeit nach dem lebenden Modell in der Bildhauerwerkstätte.

das Preisausschreiben der ‚Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens‘ im letzten Jahre? — Da waren auf einem Bilde auch drei Figuren zu sehen, eine Dame, ein

Hotelboy und ein Hund. Die Aufgabe bestand darin, anzugeben, was auf der Abbildung lebendig sei. Wie mein Mann damals sagte, ist dieses Rätsel häufig falsch gelöst worden; viele der Leser hatten die Dame für lebend gehalten, die aber nur eine äußerst lebenswahr ausgeführte und gut gestellte Modefigur war. Ich neige zu der Ansicht, daß wir es auch in dem vorliegenden Fall mit sehr geschickt angefertigten Modefiguren zu tun haben, die durch einen Mechanismus im Innern beweglich gemacht wurden. Dort ist übrigens Herr Breuning, der Geschäftsführer der hiesigen Schaufensterfigurenfabrik, der uns sicher gern Aufschluß geben wird."

Herr Breuning verbeugte sich zustimmend und sagte: „Gern komme ich dem Wunsche unserer verehrten Gastgeberin nach. Wir sind heute mit der Fabrikation künstlicher, lebenswahr ausgeführter Figuren so sehr auf der Höhe, daß eine weitere Vervollkommnung so gut wie unmöglich ist. Nicht nur Modefirmen zählen zu unseren Kunden. Auch die großen Museen des Auslandes, in denen man nach Art des vor einigen Jahren leider eingegangenen Castanschen Panoptikums in Berlin die Wachsfiguren einstiger und jetziger berühmter Zeitgenossen sehen kann, werden von uns beliefert. Statt aller Erklärungen bitte ich die Damen und Herren, soweit Sie die Angelegenheit interessiert, morgen nachmittag einen Rundgang durch unsere Ateliers zu unternehmen!"

Der Vorschlag wurde freudig aufgenommen, und bald wandte sich das Gespräch wieder anderen Dingen zu.

Am Nachmittag des nächsten Tages hatte sich ein großer Kreis neugieriger und interessierter Gäste in der Schaufensterfigurenfabrik eingefunden. Nachdem Herr Breuning die Erschienenen kurz begrüßt hatte, bat er, ihm zu folgen.

„Zunächst kommen wir hier", begann er mit seinen Erklärungen, „zum Ausgangspunkt jeder Modefigur.



Die Rohform ist fertig, das Modell wird aus der Gipsform genommen.

Wir befinden uns, wenn man so sagen will, in der Bildhauerwerkstätte. Nach den lebenden Personen schaffen

geschickte Hände das sogenannte Urmodell aus Ton. Sie sehen dort drüben eine junge Dame sitzen; einer unserer Angestellten ist gerade damit beschäftigt, den auf dem Modellierbock stehenden Tonkopf mit dem Modellierholz auf seine letzten Feinheiten zu bearbeiten. Ist dieses tönerne Modell fertiggestellt, so wird es von der Formerei übernommen, die nun eine Gießform anfertigt. Um das zu sehen, müssen wir in den nächsten Raum gehen."

Nachdem Herr Breuning gesehen hatte, daß seine Zuhörer vollzählig beieinander waren, setzte er seine Erläuterungen fort. „Um das folgende besser zu verstehen, möchte ich Ihnen zunächst etwas anderes zeigen. Diejenigen von Ihnen, die Herrn Steinhardt, der heute leider nicht unter uns weilt, näher kennen und Gelegenheit hatten, seine einzigartigen Sammlungen zu besichtigen, werden wissen, daß er auch eine Reihe Gipsabgüsse von Händen besitzt. Solche Abgüsse können Sie sehr leicht herstellen und als Briefbeschwerer und zu ähnlichen Zwecken verwenden. Man behandelt zunächst die Hand mit einem Haarentfernungsmittel, ölt sie dann gut ein und legt sie nun auf ein geöltes Brett in der Weise, daß man die Finger eng aneinander drückt und flach ausstreckt, so daß auch das Handgelenk aufliegt. Jetzt kann man den Modelliergips, der weder zu dünn- noch zu dickflüssig sein darf, auftragen, und zwar so lange, bis er etwa doppelt so hoch wie die Hand ist. Selbstverständlich muß man nun den Arm ganz ruhig liegen lassen. Nach einiger Zeit wird man merken, daß sich unter dem Gips eine gewisse Wärme entwickelt; wird diese unerträglich, so bewege man ganz vorsichtig die Finger. Bald kann man die Hand drehen, so daß der aufgetragene Gips nach unten kommt und die Hand-

fläche oben liegt. Jetzt zieht man vorsichtig zunächst den Daumen heraus und dann die übrigen Finger. Diese Form läßt man ein bis zwei Tage in der Nähe des Ofens



Blick in die Formerei.

trocknen. Ist der Austrocknungsprozeß beendet, dann streicht man die Form von innen mit braunem, in Spiritus aufgelöstem Schellack aus und gießt Gipsbrei hinein. Ist dieser erstarrt, so zerschneidet man die Form und erhält den gewünschten Abguß der Hand. Nach dieser kleinen Abschweifung nun wieder zurück zu

unserem Verfahren. In ganz ähnlicher Weise stellen wir nach dem Tonmodell unsere Gieß- oder Rohformen her, die immer wieder benutzt werden können. Die hohle Rohform wird dann mit heißem Wachs ausgegossen. Ist dieses erkaltet, löst man die einzelnen Teile der Form vorsichtig ab. Sehen Sie, bitte, dort zu jenem Tisch; man ist gerade dabei, die Rohfigur von ihrer Hülle zu befreien. Hinten in der Ecke rechts sehen Sie einen weiblichen Torso, der zur Hälfte noch im rückseitigen Teil der Form steckt. Den Erhöhungen an der Seite entsprechen auf der bereits abgenommenen Hälfte Vertiefungen. Man benutzt dieses Hilfsmittel, damit die einzelnen Teile der Form möglichst genau aufeinander passen, so daß beim Eingießen des Wachses keine Nähte entstehen. Daneben ist ein Arbeiter damit beschäftigt, den äußeren Gipsmantel, der von Schnüren zusammengehalten wird, zu lösen. Wenn die einzelnen Stücke der Form einmal nicht vollkommen aneinander schließen, so entstehen auf dem Abguß Nähte, schmale erhöhte Streifen, die weggeschafft werden müssen, um die Harmonie des Abgusses nicht zu stören."

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Ihre interessanten Ausführungen unterbreche," warf Frau Nassoys ein. „Sehen Sie mal die Gipsabgüsse in der Sammlung unseres Museums an, dort kann man bei genauem Betrachten überall diese Nähte, von denen Sie eben sprachen, entdecken; ich verstehe nicht, warum sie dort nicht entfernt werden."

„Ganz recht, gnädige Frau," entgegnete der Geschäftsführer, „das Wegschaben dieser Nähte zieht sehr leicht eine Verunglimpfung des Kunstwerkes nach sich. Deshalb läßt man bei antiken Bildwerken und überall da, wo auch die kleinste Retusche die edle Form beeinträch-

tigen könnte, die Nähte meist stehen, die aber an wohlgelungenen Abgüssen sehr fein sind, ja so gut wie nicht sichtbar werden. Bei allen weniger wertvollen Abgüssen



Die Figuren werden geschliffen und geglättet.

werden sie immer entfernt. Auch wir beseitigen bei unseren Wachsfiguren die Nähte. Diese Arbeiten werden drüben in den Schleifsälen vorgenommen. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?"

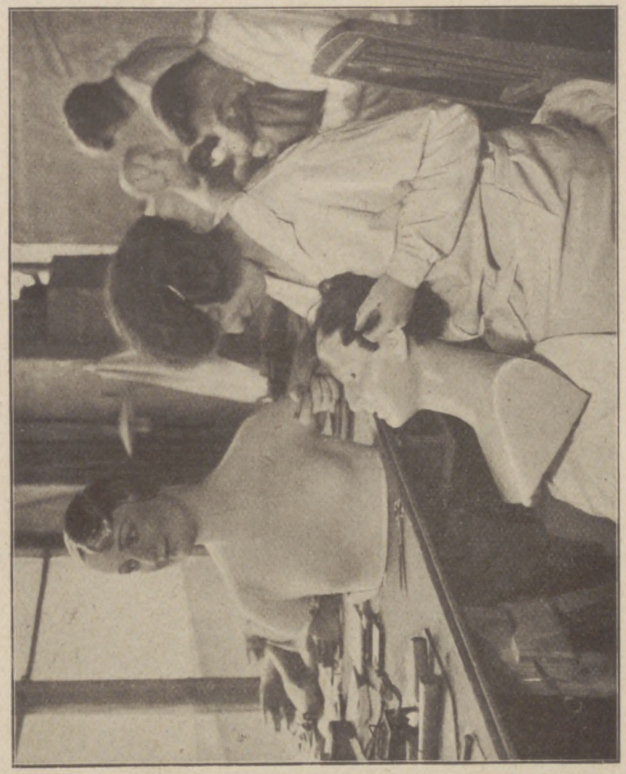
Nun ging man in einen anderen Teil der Fabrik, in

dem eine Anzahl von Arbeitern an Wachsfiguren beschäftigt war. Etwa zwölf bis fünfzehn Modepuppen standen in dem Raum, aber alle noch ohne Arme. Die dazugehörenden Arme hingen an Regalen, in einem anderen Fach lagen Beine aufgestapelt.

„Das ist unser Schleifsaal," begann Herr Breuning. „Hier erhalten die Rohfiguren ihre erste Bearbeitung. Die später sichtbaren Körperteile werden geschliffen und sorgfältig geglättet. Aber Fräulein Walker, sehen Sie sich, bitte, vor, sonst haben Sie einen gebatikten Mantel!" Lächelnd drehten sich die Anwesenden nach der Dame um. „Sie sind ja in die Spritzkoje geraten. Dort erhalten die Figuren ihr erstes Farbenbad. Ähnlich wie bei der Herstellung der Ducodauerlackierung in der Automobilbranche benutzen wir die bekannten Spritzpistolen, um die Wachsfiguren mit einer unlöslichen und im Ton immer gleichbleibenden licht-, luft- und wasserechten Farbe zu versehen.

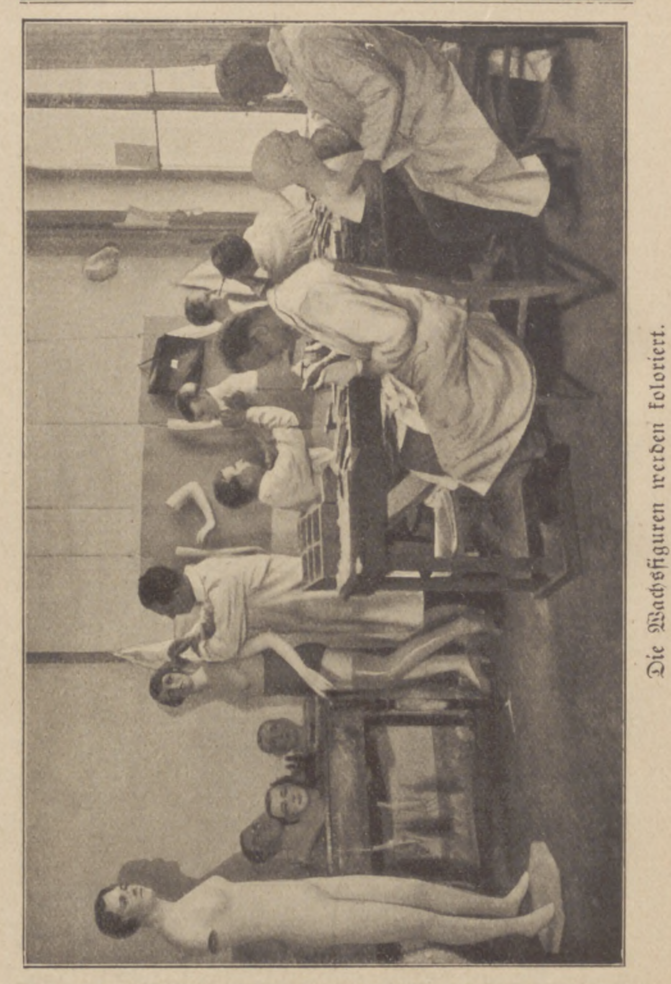
Nun kommen wir zum Schönheitsinstitut unserer Fabrik," fuhr der Geschäftsführer fort. „Da wird besonders den anwesenden Damen manches Hilfsmittel der Schönheitspflege recht bekannt vorkommen." Schmunzelnd vernahmen die Herren die zarte Anspielung. Inzwischen war man in einen anderen Arbeitsraum gelangt. Männliche und weibliche Angestellte waren damit beschäftigt, Damenhände aus Wachs zu manikűren. Andere setzten den Köpfen naturgetreu wirkende Glasaugen ein; wieder andere bemühten sich, den nötigen Haarwuchs anzubringen. „Diese Arbeit", erklärte Herr Breuning, „erfordert ein ungewöhnliches Maß von Korrektheit und Sorgfalt. Jedes Kopfhaar muß, wenigstens an den Ansatzstellen, wo man schlecht gelungene Arbeit störend bemerken würde, einzeln mit einer be-

sonderen Nadel eingesteckt werden. Nun kommen wir zum nächsten Saal. Hier erhalten spezialerfahrene Künstler die Figuren zur Weiterbearbeitung. Die fertigen



Das Einstecken der Haare, von denen jedes einzeln befestigt wird.

Wachsmodelle werden von Bildhauern retuschiert und überarbeitet. Die Figur bekommt nun im Ausdruck das typisch Menschliche. Augenbrauen, Ohren, Lippen, Nase, Mundpartie, alles wird in Übereinstimmung mit dem Originalmodell gebildet. — Jetzt kommen wir zum



Die Wachsfiguren werden koloriert.

letzten Arbeitsgang der fabrikmäßigen Herstellung von Schaufensterfiguren. In diesem Raum werden die Fi-

guren zusammengesetzt und ausgerichtet, so daß sie dann versandfertig sind. Sie sehen nach diesem Rundgang, wieviel Kunst und wieviel Handarbeit also in jeder einzelnen Modefigur steckt. Die lächerlich wirkenden, langweilig-schönen Wachsgesichter sind verschwunden. Unsere heutigen Wachsmannequins sind Typen von starker Individualität, nach lebenden Modellen geschaffen. Tüchtige Bildhauer, für den Spezialzweck geschult, geben ihnen jenen Reiz der Bewegung, den Ausdruck persönlichen Lebens, das auf jeden Betrachter suggestiv wirkt und, wie wir ja gestern abend hörten, auch in der Auslage der Gebrüder Dittmann seine Wirkung nicht verfehlte."

„Ja, das ist alles schön und gut," nahm Frau Nassoys das Wort, „wir sind Ihnen auch für die liebenswürdige Führung durch den Betrieb sehr zum Dank verpflichtet; wie ist das aber mit der Beweglichkeit der Figuren bei der genannten Firma? Habe ich mit meinen Vermutungen recht?"

„Gnädige Frau," erwiderte der Geschäftsführer, „darauf kann und darf ich keine Antwort geben, so leid es mir auch tut, einer Dame mal einen Wunsch abschlagen zu müssen. Sie haben ja alle genug sehen und beobachten können, wie der Weg vom Modell zur Modefigur führt. Benutzen Sie nun die so gewonnenen Eindrücke und sehen Sie sich die in Frage kommenden Figuren nochmals genauestens an. Ich glaube sicher, daß es manchem gelingen wird, hinter das Geheimnis zu kommen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen recht guten Erfolg bei dem Preisausschreiben des Schaufensterwettbewerbs!"



Das Morgenfrühstück der Krokodile im Berliner Aquarium. A. B. C.

Von Fakiren und dem, was sie nicht sind

Von Hugo Elard Crusius / Mit 5 Bildern

Cagliostro, der geistreiche Betrüger und durchtriebene Menschenkenner, der im achtzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, eine Welt zum Narren hielt und die Leichtgläubigkeit der Menschen immer zu seinem Vorteil auszubeuten verstand, war der Meinung, daß gewisse Leute anderen so gerne abenteuerliche Geschichten erzählten, weil die Zuhörer den Schilderer solcher ungewöhnlichen, ja geheimnisvollen Vorgänge interessant fänden und die Überzeugung hegten, daß ein Mann, der so lebendig darzustellen verstehe, noch mehr wissen müsse. Cagliostro, ein Psychologe von Rang, benutzte diese Fähigkeiten, den Zuhörer ahnen zu lassen, daß er über noch größere Kenntnisse verfüge, wenn er beabsichtigte, sich Vorteile zu verschaffen. Zweifellos war er ein bewußt handelnder Betrüger, der seine Opfer nicht selten mit kaum verhehltem Humor am Narrenseil führte. Und doch gab es auch in der Seele dieses „Fürsten der Abenteurer" manche Dunkelheiten und Widersprüche, die für uns Menschen von heute kaum recht begreiflich sind. Der gleiche Mensch, der mit teilweise geradezu plumpen Tricken und Taschenspielerstücken Geister beschwor und sie mehr oder weniger scharfsinnigen Gläubigen erscheinen ließ, glaubte selber ganz ernsthaft an Geister! Woran er zweifelte, war eher das Fehlen der richtigen Kunstmittel, die stark genug wären, um die Jenseitigen zu zwingen, in dieser Welt sichtbar zu werden. Man brauchte sich eigentlich gar nicht zu wundern, wenn man vernähme, daß

Cagliostro einem ihm überlegenen Gaukler als Geisterbeschwörer zum Opfer gefallen wäre.

Ein alter deutscher Rechtspruch lautet: „Ein's Mann's Red' ist kein' Red'; man muß sie hören beed'!" So ist's. Immer müßten beide gehört werden. Auch der Betrüger Cagliostro und seinesgleichen minderen Grades wirken anders, wenn man versteht, sich in die Seele der von ihnen an der Nase geführten Gäubigen einzufühlen. Auch wenn nichts anderes dabei herauskäme als die Bestätigung des alten Spruches: Die Welt will betrogen sein.

Vor kurzem berichtete Kurt Lubinski, die Sowjetregierung habe nicht nur den Beschluß gefaßt, sondern auch streng einzuhaltende Anordnungen verfügt, um in Sibirien die Geisterbeschwörer auszurotten. Man schickte Lehrer und Ärzte in diese vom Aberglauben beherrschten Gebiete, die vor der allerdings nicht leicht zu bewältigenden Aufgabe stehen, die Geistergläubigen und Götzenanbeter mit Vernunftgründen zu „nützlichen Gegenwartsmenschen" zu machen. Als Lubinski die kultische Handlung eines Schamanen — ein Opferfest — sehen wollte, bereitete ihm die russische Behörde Schwierigkeiten, die in einem anderen Falle nach vorausgegangenen Verhandlungen damit endeten, daß nach Schluß einer Beschwörung in einer Rede an die Gläubigen gesagt werden mußte: „Seht ihr, nun kommen die Europäer zu euren Opferfesten wie zu einer Gauklervorstellung!" Was die gläubigen Sibirier bei diesen Worten gedacht haben, wird nicht berichtet; daß sie von ihnen bestenfalls als Kränkung empfunden wurden, darf man für gewiß halten. Lubinski schrieb übrigens ausdrücklich: „Daß die Schamanen keine Schwindler sind im wörtlichen Sinne, erschwert ihre Bekämpfung."

In Asien, im weitesten Sinne genommen, nnd in In-



Wandernder Fakir mit dem Speisenapf, in dem er Nahrung einsammelt. Globophot.

dien dazu, sind noch uralte Formen der Weltbetrachtung lebendig, die mit Zwangsmitteln überhaupt nicht zu überwinden sind. Zur Entwicklung aus primitiven Zuständen zur Einsichtshöhe kultivierter geistiger Stufen können Verbote ernstlich gar nichts beitragen. Verwirrung und Unheil muß überall dort die unausbleibliche Folge sein, wo man versucht, Überzeugungen aus den Gehirnen von Menschen zu tilgen, die zu höheren Auffassungen noch nicht reif und fähig geworden sind. „Zureden hilft", ist zwar ein wohlgemeintes Wort, aber was soll es nützen, einen Menschen, der in tiefster Seele noch an Geister glaubt und der von der Wirkung richtig angewendeter Zaubermittel bedingungslos überzeugt ist, darüber aufklären zu wollen mit den Worten: „Dies alles, was du glaubst, ist Gaukelei, und dein Schamane ist ein Gauner." In Indien leben unzählige Yoghis und Fakire aller Grade und Schattierungen. Der Tibetaner und Sibirier hat seine Schamanen, der Orient seine höheren und niederen Grade von Derwischen aller Art, und — man darf es in dem hier gemeinten Sinn wohl sagen — der Bauer mancher Gegend in Ungarn, Österreich und Deutschland hat seine „weisen Frauen und Männer" und die ebenso gefürchteten und verhaßten wie begehrten Zigeuner als Viehbezauberer. Besäße der Bauer die Fähigkeit zur Einsicht in veterinärmedizinische Gedankengänge, wäre es unmöglich, daß er in die Hände unwissender Zigeuner geraten könnte, die ihm das „verhexte" Vieh mit Zaubersprüchen kurieren. Aber auch den Zigeuner versteht man anders, wenn man ihn und seine innersten Beweggründe kennt. Er lebt geistig völlig in den Formen einer primitiven Menschheitsepoche und glaubt ernstlich an die Möglichkeit der Wirkung seiner altüberlieferten Zauberformeln. Fakire, Derwische und Schamanen sind Menschen,

die in gewissem Sinne auf einer frühen geistigen Stufe der allgemeinen Menschheitsentwicklung stehen, die ver-



Mit dem Bettelnapf und dem Beilstock wandern Gestalten wie diese durch weite Gebiete. Globophot.

gleichsweise viele Züge mit dem seelischen Zustand und gewissen Äußerungsformen unserer Kinder im ersten

Jahrfünft gemein haben. Unsere Kinder leben verhältnismäßig lange Zeit in einer in wesentlichen Zügen völlig anderen Welt, als die der Erwachsenen ist. Das Kind ist zunächst noch nicht fähig, die Wirklichkeit so zu erfassen wie der geschulte, erfahrene, fertige Mensch. Im frühesten Kindesalter besteht zunächst noch kein ausgesprochener Trieb zu wissen oder bestehende Wechselwirkungen in klar faßbare, streng folgerichtige Zusammenhänge zu bringen. Das Kind zeigt sich dem psychologisch fähigen Beobachter als ein oft sehr wunderlich scheinendes Wesen, das, von allerlei Wünschen und Sehnsüchten beseelt, nichts so ausgesprochen begehrt als eben die Erfüllung dieser Wünsche. Was das Kind lebhaft will, das soll sich erfüllen. Das kleine Kind schilt den Tisch oder ein Möbelstück, an dem es sich unachtsam gestoßen hat, „böse", geht drauflos und schlägt danach, erbittert rufend: „Du böser Tisch!" Das ist nicht etwa ein Merkmal für Dummheit. Dem kleinen Kind fehlen „nur" die realen Zusammenhänge seiner unbedachten Bewegung mit dem Stoß, den es dabei notwendig erleiden mußte. Ist diese Erfahrung einmal gemacht worden, dann schlägt es den Tisch nicht mehr: es hat Ursache und Wirkung unterscheiden und begreifen gelernt. Solange das Kind in einer Welt lebt, in der sich nur Wünsche erfüllen sollen, gleichviel ob sie — im Sinne des Erwachsenen — unerfüllbar sind, glaubt es auch an Wunder und muß, aus seiner Art unwirklich zu empfinden, Wunder für möglich halten. Es wünscht sich zum Mond hinauf oder die Sterne zu sich herab. „Sie sind doch so nah," sagt es und greift verlangend mit den Händchen danach. Bleibt der Stern beharrlich an seinem Ort, dann träumt das kleine Wesen, es sei zu den Sternen auf die Himmelswiese gewandert. Dichter, die „großen Kinder", wagen solche Phantasiefahrten in



Wanderfakire, die nicht allen harmlosen Genüssen abgesagt haben. Ein Pfeifchen Tabak zu rauchen, gilt ihnen nicht als unerlaubt. Globophot.

wachen Tagträumen. Und der Schamane? — Was hält er auf seiner Kinderstufe der Kultur für möglich? — Er trommelt und tanzt sich in Ekstase, rumort und hastet

so lange, bis er physisch erschöpft „außer sich gerät“, bis seine Seele im Trancezustand den Leib verläßt und befreit vom schweren Leib emporfliegt zum Mond, zu den Sternen, den Geistern und Dämonen, die seine befreite Seele zwingt, seinen Wünschen und denen seiner Stammesgenossen dienstbar zu werden. Nachts, wenn der Mond scheint, fällt der segenbringende, die Vegetation beglückende, fruchtbar machende Tau. Nun ist lange kein Tau gefallen; der Mond hatte keinen „Hof“, der bald vom Himmel fallendes Wasser verkündete. Ist es für die Kinderwunschstufe des Schamanen nun gar so absurd oder lächerlich, wenn er versucht, einen Regenzauber zu wagen? Eine Wunscherfüllung zu versuchen? — Nein! Der Erwachsene lächelt überlegen und ein wenig hilflos, wenn das Kind zum Mond hinauf möchte. Er ist überrascht, vielleicht auch betroffen, wenn das kleine Wesen erzählt, es sei im Traum über die Himmelswiese gelaufen und der Mond sei sein freundlicher Spielgenoß gewesen und es habe Sterne in das Schürzchen gesammelt „wie Blümchen“. Der am Tage versagt gebliebene Kinderwunsch suchte und fand im Traum Erfüllung. Es half gar nicht, wenn der in einer andern, Ursache und Folge richtig erkennenden Welt lebende Vater belehrend sagte: „Den Mond kann man nicht vom Himmel holen“ und verblüfft dreinsah, wenn das Kind sprach: „Er steht doch ganz nah beim Dach und ist gar nicht so groß; ich könnte ihn leicht tragen. Und einen Stern stecke ich in meine Tasche.“

Ohne allzu paradox zu werden, könnte man nun doch wohl den Schluß ziehen, ein Kind habe es gar nicht leicht, unter „Großen“ seiner Art leben zu müssen, für die in ihrer streng kausalen Welt „unsinnige“ Wünsche und das Verlangen nach Wundern unmöglich sind. Nicht anders



Indische Fakire von streng religöser, entsagungsvoller Lebensführung, denen man in Indien in der Nähe von Kultstätten häufig begegnet. Pressephoto.

steht der Schamane vor den Kulturmenschen einer höheren Stufe, denen das eigene Kind als ein „kauziges Närr-

chen" erscheint, der Schamane aber als ein Betrüger und Schwindler gilt, über den man, samt den Narren, die ihm Glauben schenken, kurzer Hand den Stab bricht. Der Schamane kann ja nur deshalb wirken, weil er und seine Stammesgenossen in einer Welt leben, in der von naturgesetzlicher Bedingtheit gar nicht die Rede sein kann. Das Gegenteil ist hier richtig: Wunder und „Zauber" müssen möglich sein. In der Welt der Kinderstufe der Erwachsenen kann man ja die wahren Wechselwirkungen in der Natur und im Leben noch nicht in richtige Beziehungen zueinander bringen; man erwarb ja noch keine klare Einsicht in die wahren Zusammenhänge, weil die Stufe noch nicht erreicht ist, wo es möglich wäre, alle die tausend verwirrenden Vorgänge in der Natur und im Tun und Treiben der verschiedenartigen Lebewesen in ihren gesetzlichen Beziehungen aufzufassen. Man lebt wie das kleine Kind in lauter verworrenen Unbegreiflichkeiten, wünscht und träumt und verlangt die Erfüllung seiner Wünsche. Es ist von diesem Standpunkt gesehen nicht überraschend, wenn man an Wunder glaubt und ihre Erfüllung durch „Zauber" oder Besprechung für möglich hält. Wie das Kindchen innig bittet: „Lieber Mond, komm doch zu mir herunter," so muß man sich die seelische Verfassung eines auf primitiver Stufe stehenden „erwachsenen Kindes" vorstellen, das Regenzauberformeln oder Heilbeschwörungen ausspricht und damit eine Wunscherfüllung zu erreichen sucht.

Wer den Orient, Asien und Indien aus guten Büchern kennt und in jenen Ländern reiste, der mag sich von vielen Vorgängen abgestoßen oder peinlich berührt gefühlt haben, zumal dann, wenn er als Mensch einer durchaus anderen Kulturgemeinschaft über das Tun und Treiben der Derwische niederen Grades, das Gebaren schmutziger



Ein „Büßender" am Wege zum Heiligen See an der Quelle des Indus. Außer Nahrungsmitteln nehmen diese Fakire keine Geschenke an. Pressephoto.

Vaganten, wie es Tausende der Fakire sind, und anderer Gaukler urteilte. Nimmt man jedoch all diese Erschei-

nungen als das, was sie für den klar Erkennenden in Wahrheit sind, als Teile des ganzen Volkes und Exponenten seiner geistig kinderhaften Stufe, dann wird man auch ihr Gebaren, ihr Tun und Treiben anders auffassen und kausal richtig beurteilen. Man wird zum Schlusse gelangen und sich damit abfinden, daß alle diese Menschen nicht als Schwindler im wörtlichen Sinne zu nehmen und zu verurteilen sind. Und wer noch tiefer in die seelischen Zustände und Bindungen dieser Menschen hineinzusehen gelernt hat, die in einer anderen Welt leben, in der nicht naturwissenschaftlich feststehende Gesetze und undurchbrechbare Ordnung als herrschend gelten, weil diese Stufe der Einsicht und Erkenntnis von ihnen noch nicht erreicht worden ist, der mag wohl bedauern, daß sie geistig noch in den Kinderschuhen der Menschheit gehen, aber er wird sie deshalb sowenig schelten wie unsere eigenen kleinen Kinder, die ihre Wünsche in der Phantasie erfüllt sehen oder sich sogar in Wunschträumen zu Mond und Sternen erheben. Wer Kinder in den ersten Jahren beobachtet hat und vielleicht nicht davor zurückschreckte, ihnen erklären zu wollen, was ihr Verstand doch noch nicht zu fassen vermag, der wird wohl auch überraschend erlebt haben, wie bald sie es verstehen, sich allen Erklärungsabsichten still und ablehnend zu entziehen und dem von außen an sie gestellten, ihnen unbegreiflichen Verlangen, die Welt der Wunder zu verlassen, nicht Folge zu leisten. Nicht aus Böswilligkeit, sondern nur deshalb, weil es auf der frühen Stufe ihres Daseins noch nicht möglich ist, sich in der fremden Welt der streng kausalen Zusammenhänge zurechtzufinden. Begreift man nun auch, warum kleine Kinder so gern Märchen erzählen hören? — Weil in dieser Welt Wünsche erfüllt werden und Wunder nicht nur möglich, sondern not-

wendig sind. Schamanen, Derwische und Fakire glauben an die zwingende Macht ihrer Gebete und Sprüche, und sie alle leben mit und unter Menschen von gleicher seelischer und geistiger Struktur. Sie glauben an die zauberische Gewalt alter Formeln, mit denen sie Leid und Krankheit beschwören, wie es auch jene Menschen glauben, die ihr Heil bei ihnen suchen und — manchmal auch finden. Mit Gesetzen und Verordnungen kann keine Macht hoffen, diese Menschen, die gewissermaßen auf einer geistigen Kinderstufe stehen, über den Geisteszustand ihrer Kulturhöhe hinauszuheben. Sie werden sich verhalten wie die Kinder, die man zur Unzeit zu belehren suchte: das ihnen zeitlich gemäße Leben wird im verborgenen geführt. Ein altes Wort sagt: „Die Natur macht keine Sprünge." Und ein anderes noch tieferes Wort ist dies: „Überspringe keine Stufe; sie verzeiht es dir nicht." Bleibt man im Bilde und beim Kindervergleich, so könnte man weiter sagen, die jetzt noch auf der frühesten Jugendstufe verharrenden Menschen sollen sich, unter den als erwachsen geltenden höheren Kulturvölkern und mit ihnen lebend, zu „Erwachsenen", im geistigen Sinne gemeint, heraufbilden. Aber da erhebt sich eine andere große Frage, auf die nicht so leicht die endgültige Antwort zu finden ist. Es ist die Frage, ob es nicht doch vielleicht Rassen gibt, die keine Anlage in sich tragen, von der Kinderstufe der Menschheit, als Ganzes gesehen, den Weg zu höheren Kulturstufen finden zu können.

Blumenrätsel

Die neun Blumennamen Türkenbund, Goldlack, Malve, Veilchen, Löwenmaul, Lilie, Aurikel, Aster, Rose sind untereinander zu stellen und so lange seitlich zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe gleichfalls eine Blume nennt.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Straßenbild aus Funchal auf Madeira



Hier dienen von Ochsen gezogene Schlitten an Stelle von Drosch-ken zur Beförderung von Personen.

Die Wissenschaft im Kampf gegen Giftschlangen

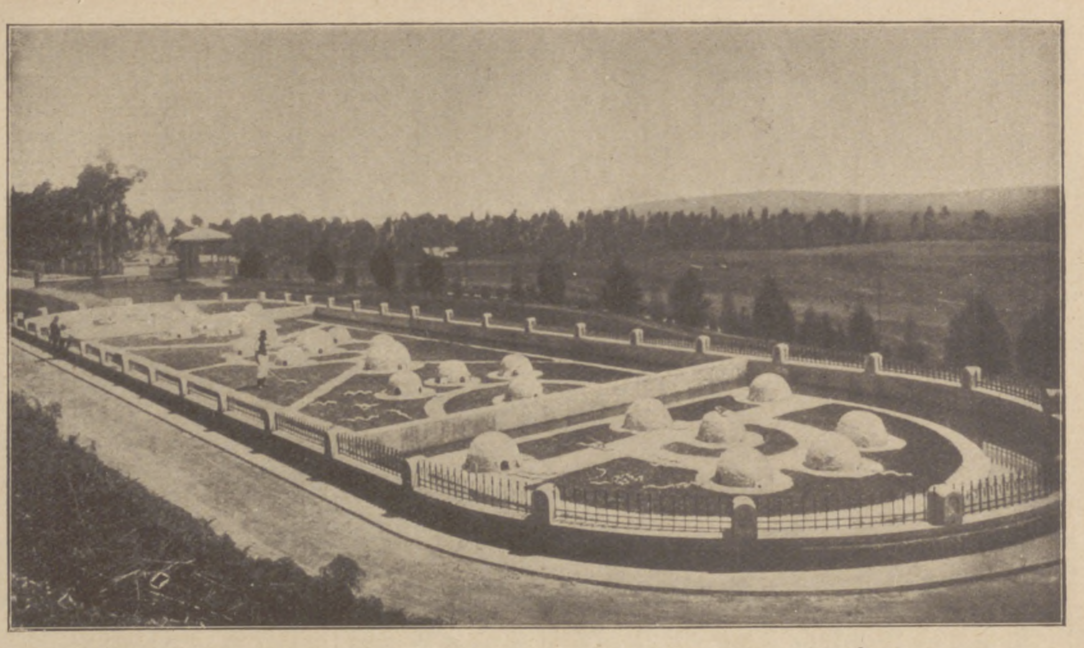
Von M. Seibert / Mit 3 Bildern

Die tropischen Länder und die subtropischen Gebiete gewähren gewissen Schlangen die besten Lebensbedingungen. Manche Teile Indiens beherbergen unzählige Schlangen der verschiedensten Arten und Größen, von denen allerdings nicht alle giftig sind. Aber es gibt nicht wenige darunter, die beim Biß einen so hochgradig giftigen Stoff ausscheiden, daß der von ihnen angegriffene und verletzte Mensch in wenigen Tagen sterben muß, wenn er ohne Hilfe der Wirkung des tödlichen Stoffes ausgesetzt bleibt. Nicht selten kommt es vor, daß die Verwundung nicht bemerkt wird. Zeigen sich dann die ersten Spuren der Vergiftung, so ist es meist zu spät und Rettung unmöglich. Wenn der Biß einer Giftschlange von einem Menschen sofort gefühlt wird, sind die auf der ganzen Erde verbreiteten Hilfsmittel oft wirksam, und das Unheil kann verhindert werden. Am wenigsten sicher ist das bei Eingeborenen übliche Aussaugen des Giftstoffes aus der Wunde. Ja, diese Prozedur ist sogar hochgradig gefährlich und fordert häufig noch ein zweites Opfer. Wenn jemand, um einen Gebissenen zu retten, ihm das Schlangengift aus der Wunde saugt, ist dem Helfer der Tod gewiß, wenn auch nur der kleinste, dem Auge nicht wahrnehmbare Riß in seinen Lippen vorhanden ist, durch den der lebenvernichtende Stoff in die Blutbahn gelangt. Am sichersten begegnet man der Lebensgefahr durch rück-

sichtslos durchgeführtes Ausbrennen der Wundstelle mit einem glühend gemachten Eisen. Aber es darf nicht lange damit gewartet werden. Das Ausbrennen der Wunde hilft nur dann sicher, wenn es fast unmittelbar nach dem Biß vorgenommen wird; zu einer Zeit also, wo der gefährliche Stoff noch nicht in der Blutmasse zirkuliert. Da den Eingeborenen Indiens andere Rettungsmittel nicht zur Verfügung stehen, kann es nicht überraschen, wenn man erfährt, daß in diesem Erdteil jährlich rund zwanzigtausend Menschen als Opfer der Giftschlangen das Leben verlieren.

Südamerika ist eines der Länder, in denen die Menschen von jeher von Schlangen bedroht waren. Dort leben etwa hundertfünfzig Arten dieser gefährlichen Geschöpfe, die alle mehr oder weniger giftig sind. Die im Innern Brasiliens lebenden Cabodos, Mischlinge zwischen Weißen und Indianern, die auf den Haciendas arbeiten, fallen dem Biß giftiger Schlangen häufig zum Opfer. In besonders schlimmen Jahren erlagen Tausende von Menschen der Vergiftung. Neger sind widerstandsfähiger als Mischlinge oder Weiße. Nach dem nichtbeachteten Biß einer Schlange vergehen oft mehrere Tage, bei Negern nicht selten sogar eine Woche, bis sich Erscheinungen der Vergiftung bemerkbar machen. Dann ist es nicht mehr möglich, das bedrohte Leben zu retten. Der Tod ist unvermeidlich.

Seit es Louis Pasteur möglich wurde, zur Rettung der von tollwütigen Hunden gebissenen Menschen ein Heilserum herzustellen, ist es anderen Forschern gelungen, noch weitere Heilsera zu gewinnen. Heute ist es allgemein bekannt, daß sich im menschlichen und im tierischen Körper, in welche Bakterien oder Gifte eingedrungen sind,



Das Instituto de Butantan, der „Schlangengarten“ in der Nähe von São Paulo.

gewisse Stoffe im Blut bilden, die als Abwehrmittel gegen die Gifte oder Bakterien wirken. Beim Menschen erfolgen diese Vorgänge jedoch nicht rasch genug, um Rettung zu ermöglichen, was besonders nach dem Biß von Giftschlangen zu beklagen ist.

Der wissenschaftlichen Forschung ist es zu danken, wenn es möglich wurde, die von Schlangen verletzten und dem Tode verfallenen Menschen zu retten, indem man ihnen ein Heilserum unter die Haut einspritzt, das stark genug ist, um rasch wirken zu können.

Durch Versuche an Tieren hatte sich allmählich herausgestellt, daß sich der lebende Organismus an langsam gesteigerte Dosen von Gift oder Bakterien nicht nur gewöhnt, sondern daß er allmählich gegen die unter normalen Umständen verderblichen Wirkungen dieser Stoffe unempfindlich, das heißt immun wird, da sich im Blut Antigifte anhäufen, die als Schutz gegen das Schlangengift dienen. Wenn nun nach Ablauf einer gewissen Zeit der Halsschlagader eines so behandelten Tieres Blut entnommen wird, so läßt sich daraus durch weitere Maßnahmen ein Serum gewinnen, das die erforderlichen giftwidrigen Eigenschaften in einem Grad von Stärke enthält, die zur erfolgreichen Behandlung eines durch Schlangenbiß vergifteten Menschen nötig ist, um ihn am Leben zu erhalten. In die Haut eines Menschen eingespritzt, wirkt dieses Serum als Heilmittel.

Die schöpferische Natur hat nicht alle Schlangenarten gleich geschaffen. Und so sind denn auch die Giftstoffe dieser Geschöpfe nicht von derselben Beschaffenheit. Das Gift der von allen Einwohnern Brasiliens gleich gefürchteten Kobra wirkt am raschesten tödlich. Und das aus dem Gift dieser Schlange erzielte Serum ist nur dann wirksam, wenn jemand von einer Kobra verletzt

wurde. So verhält es sich aber auch mit fast allen übrigen Schlangen, die jeweils verschiedene Giftstoffe ausscheiden. Wollte man für alle vorkommenden Vergiftungs-



Ein Wärter der Schlangenfarm Butantan, der zwei Schlangen mit einem Griff päckt.

fälle serologisch gerüstet sein, dann war es unerläßlich, die einzelnen Reptilien kennenzulernen, die von ihnen ausgeschiedenen Stoffe genau zu untersuchen sowie das jeweils wirksame Serum herzustellen. Den Kampf gegen die Giftschlangen entschlossen aufgenommen zu haben, bleibt

ein Ruhmesblatt der brasilianischen Regierung, die vor Jahrzehnten eine biologische Station eingerichtet hat, in welcher von geschulten Zoologen alle gefährlichen Reptilien beobachtet und ihre Lebensgewohnheiten festgestellt werden. In diesem Institut gelang es, eine ungiftige Schlange, die zwei bis zweieinhalb Meter lang wird, die Mussurana, herauszufinden. Dieses sehr angriffslustige Reptil nimmt den Kampf mit Giftschlangen auf, die sie fast immer überwältigt und auffrißt. Da man diesen natürlichen Bundesgenossen im Kampfe gegen die überwältigend große Masse der Schädlinge, die auszurotten fast unmöglich ist, für wünschenswert hielt, begann man sogar mit der Züchtung der Mussurana und gab ausgewachsene Exemplare an die am meisten gefährdeten Bezirke des inneren Landes ab. In vielen Hacienden ist diese kampflustige Helferin überaus begehrt und in der Nähe der Gehöfte gern gesehen.

Das Instituto de Butantan, der „Schlangengarten", liegt in der Nähe der Stadt São Paulo und entfaltete sich unter der vortrefflichen Leitung seines Gründers Dr. Vital Brazil zu einer ernsten Forschungsstätte. Das sogenannte Serpentarium, eine eigenartige Anlage, in dem die Schlangen gehalten werden, ist übrigens nur ein Teil des serumtherapeutischen Instituts, das sich in São Paulo befindet. Dr. Vital Brazil ließ zunächst an die Farmbesitzer jener Gegenden im Landesinnern, die von Giftschlangen am meisten bedroht waren, aufklärende und über seine speziellen Absichten orientierende Schriftstücke versenden, um von allen giftigen Reptilien Exemplare für seinen Schlangengarten zu erhalten. Da man zur Beobachtung der Lebensgewohnheiten der Tiere sowie auch zur Serumherstellung lebende Exemplare brauchte, forderte er zum Fang der Schlangen auf, der



Übung macht den Meister — auch auf der Schlangenfarm.
(S. B. D.)

übrigens schon vorher von Leuten betrieben wurde, die sich durch persönliche Leidenschaft und Geschicklichkeit besonders dazu eigneten. Vom Butantaner Institut wurden eigens angefertigte Kisten in verschiedene Landesteile verschickt, die sich zum Transport lebender Schlangen eigneten und jede Gefahr für das Bahnpersonal, das damit zu tun bekam, ausschlossen. Alles wurde so überlegt angeordnet, daß die Verwirklichung der Idee den zur Mithilfe herangezogenen Farmern möglichst wenig Arbeit und gar keine Ausgaben verursachte. Der durchschnittliche Bildungsstand der Farmer durfte nicht allzuhoch eingeschätzt werden. Einsicht in die wissenschaftlichen Grundideen der Seropathologie konnte man von den Leuten auf den Hacienden nicht erwarten. Bedenkt man dies richtig, so kann man verstehen, daß Dr. Vital Brazil die Durchführung seines großzügigen Planes in den ersten Jahren nicht ohne Schwierigkeiten aller Art möglich war. Es gehörte ein ungewöhnliches Maß von Geduld und nie erlahmender Überzeugung, ein entschiedener, unbeugsamer Wille dazu, um beim Ausbau der ganzen Anlage nicht zu erlahmen. Die Schwierigkeiten, welche von dem Forscher und Helfer zu überwinden waren, darf man nicht geringer einschätzen als das schwere Ringen, das einem anderen Gelehrten, Dr. Oswaldo Cruz, beschieden war, der in Rio de Janeiro den Kampf gegen das mörderische Gelbfieber aufgenommen und erfolgreich zu Ende geführt hat. Es stimmt nachdenklich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie gleichgültig die Masse gegenüber jenen entsagungsvollen Forschern und Gelehrten ist, die in aufopfernder Arbeit der Allgemeinheit so große Dienste geleistet haben, wie der Vernichter des gelben Fiebers und der Bekämpfer der Giftschlangen im Instituto de Butantan. Man wird ihre

Namen vergessen und die Wohltaten ihrer Lebensarbeit als selbstverständlich hinnehmen, indes man Künstlern aller Art Bewunderung und klingende Anerkennung zollt.

Die Schlangenfarm in der Nähe São Paulos ist von einem zwei Meter breiten Wassergraben umzogen und überdies noch mit einem Gitter umsäumt. Das Wasser verhindert die gefährlichen Reptile am Ausbrechen. Innerhalb der Farm können sie sich an den teilweise mit Gras und Heide bedeckten Stellen und in unbewachsenen Sandlagern aufhalten oder in der Sonne wärmen. Sie finden dort den ihnen angemessenen Aufenthalt, um nach ihren natürlichen Gewohnheiten zu leben. Die etwas über ein Meter hohen halbkugeligen Bauten, mit kleinen Öffnungen am Boden, sind zum Aufenthalt für die Schlangen in den Zeiten bestimmt, wo sie sonst, in der freien Natur lebend, Verstecke aufzusuchen gewohnt sind. Sie werden mit Ratten und anderen Tieren gefüttert und selbstverständlich so gut verpflegt, als es in der Gefangenschaft möglich ist.

Manche Schlangen verfallen während der heißen Jahreszeit in einen eigenartigen Zustand von halber Starre und werden erst zur Regenzeit wieder lebendiger und damit hungriger, gereizter und angriffslustiger. Während der Regenperiode sind die in freier Natur lebenden Schlangen am gefährlichsten, zu einer Zeit also, wo die Farmer und ihre Arbeiter am meisten zu tun haben. Im Schlangengarten zu Butantan werden durchschnittlich mehr als tausend der verschiedenartigsten Giftreptile gehalten, die dort meist eines natürlichen Todes sterben, nachdem sie dazu dienten, das zur Herstellung von Giftserum nötige Gift auszuscheiden. Es wird im therapeutischen Institut von São Paulo dann zur Bekämpfung der Vergiftungen durch Schlangenbisse verwendet.

Aufgabe der Wärter in Butantan ist es, jeweils nach vier bis fünf Wochen den Schlangen das Gift abzugewinnen. Einer der Wärter benutzt einen eisernen Haken oder ein zangenartiges Instrument, mit denen er eines der Tiere, von dem man das Gift gewinnen will, fest anpackt und hochhebt. Ein zweiter Helfer faßt das Reptil von rückwärts am Genick und drückt fest auf die Giftdrüsen, welche sich seitwärts am Kiefer befinden. Die durch diese Prozedur gereizte Schlange spritzt nun eine verhältnismäßig nicht geringe Menge Gift aus — etwa einen Fingerhut voll —, das in einer vorgehaltenen Glasschale gesammelt wird.

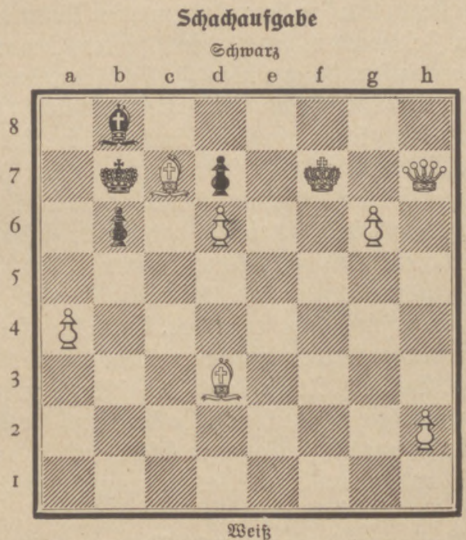
Die Serumbereitung wird im Institut von São Paulo in der üblichen Weise an Pferden durchgeführt, denen das Gegengift nach Ablauf einer bestimmten Zeit aus der großen Halsschlagader abgenommen wird. Vom Institut aus verschickt man die verschiedenen Sera in Fläschchen, die fest in Holzkästchen verpackt sind, oder auch in Tuben. Die Besitzer der weit entlegenen Hacienden halten das Gegengift vorrätig, um es im Notfall sofort zur Hand zu haben, wenn ein Menschenleben durch den Biß eines Giftreptils gefährdet ist. Eine Einspritzung genügt zur Rettung. Die Landesangehörigen erhalten die für ihre Gegenden nötigen Sera auch im Austausch gegen Schlangen, von denen in Butantan begreiflicherweise immer genug vorhanden sein müssen.

Wenn die Wärter in der Farm von Butantan auch nicht besonders gefährdet sind, so kam es doch vor, daß einige von ihnen, von leicht reizbaren Schlangen gebissen, mit Serum behandelt werden mußten. Die meisten Arten verhalten sich jedoch so, daß man wagen darf, sie anzupacken, ohne fürchten zu müssen, von ihnen gebissen zu werden.

Der Schlangengarten Dr. Vital Brazils hat dazu beigetragen, die Furcht vor den Verletzungen der giftigen Reptile zu verringern. Sogar die Neger, die im Anfang nicht recht daran wollten, sich in Unglücksfällen mit Serum behandeln zu lassen, haben ihre Zurückhaltung aufgegeben. Die Serumtherapie hat längst in Brasilien keine Gegner mehr. Man schätzt die Arbeit Brazils als eine Großtat, der unzählige Menschen ihr Dasein verdanken, die sonst längst ein Opfer der Giftschlangen geworden wären.

Schachaufgabe

Schwarz



Weiß

(8 + 4 = 12)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die Kunstseide und ihre Entwicklung

Von Dr. W. Hoch / Mit 2 Bildern aus dem Werk: „Kunstseide. Vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikat", erschienen im Verlag von L. Schottlaender & Co., G.m.b.H., Berlin SW 19

Als Graf Hilaire de Chardonnet im Jahre 1889 auf der Weltausstellung in Paris zum ersten Male ein seidenähnlich glänzendes Gewebe aus künstlichen Gespinstfasern ausstellte, erwartete wohl kein Mensch, daß künstliche Seide in Massen hergestellt werden könnte. In der neueren Zeit wurden jedoch die kühnsten Erwartungen noch übertroffen. Nach vielen Fehlschlägen, angespornt durch die Bedürfnisse der Mode nach leichteren, billigen Stoffen, die gleichzeitig die schmückenden Effekte der teueren Naturseide haben sollten, und in der jüngsten Vergangenheit wesentlich beeinflußt durch die allgemeine Rohstoffknappheit des Krieges, entwickelte sich die neue Kunstseidenindustrie in den letzten Jahren bedeutend. Neue Herstellungsverfahren und technische Verbesserungen wurden in rascher Folge erfunden. Unter den Kunstseide produzierenden Ländern sind vor allem die Vereinigten Staaten, England, Italien und Deutschland zu nennen, doch auch Belgien, Frankreich, Holland und die Schweiz stehen kaum zurück, ja, sogar in China und Japan, den eigentlichen Ländern der Seidenraupenzucht, wird künstliche Seide hergestellt.

Am klarsten wird die steigende Bedeutung der Kunstseide im Welthandel durch einen Vergleich der Weltproduktion, die im Jahre 1905 kaum vier Millionen Kilo betrug und bis 1914 auf etwa zwölf bis vierzehn Mil-

lionen Kilo anwuchs. Nach dem Krieg stiegen die Produktionsziffern rapid, so daß 1926 schon 105 Millionen Kilo hergestellt wurden, die im Jahre 1927 mit 133 Millionen Kilo um fast dreißig Prozent übertroffen werden. Gleichzeitig schätzte man die Produktion an Naturseide auf 35 bis 40 Millionen Kilo.

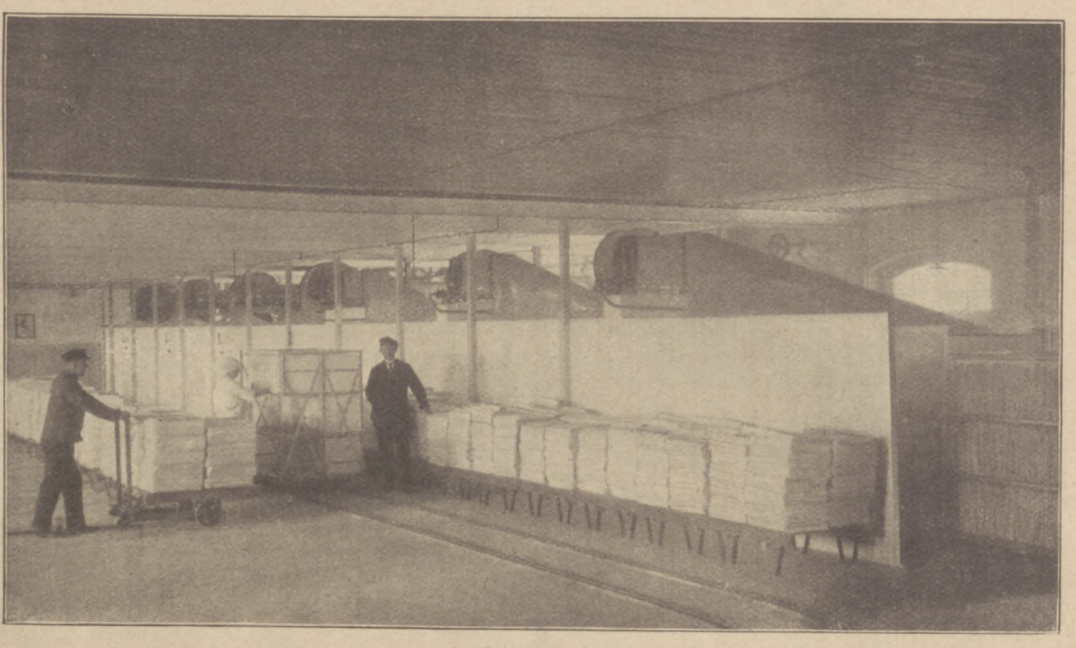
Der größte Teil der auf den Markt gebrachten Kunstseide besteht aus Zellulose, wie wir sie in reinster Form in Verbandwatte kennen. Zellulose bildet neben Lignin einen Hauptbestandteil des Holzes. Tatsächlich ist Holzzellstoff das hauptsächlichste Rohmaterial, so daß eine Schwarzwaldtanne nach einiger Zeit in durchaus verwandelter Form von seidenen Damenstrümpfen in den Läden unserer Großstädte erscheinen kann. Außerdem werden Baumwollabfälle, sogenannte Linters, vielfach zur Herstellung von Kunstseide verwendet, ein Material, von dem man übrigens zuerst ausging. Vorgereinigte und gebleichte Baumwollabfälle werden durch Behandlung mit einem Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure in die lösliche Form eines Zelluloseesters gebracht. Bei dieser Prozedur ist größte Sorgfalt nötig, da eine zu weitgehende Nitrierung, wie dieser Prozeß chemisch genannt wird, zu Erzeugnissen mit ganz anderen Eigenschaften führt. Leicht kann hierbei ein äußerst explosiver Körper entstehen, der als Schießbaumwolle oder rauchloses Pulver bekannt ist. Die nun entstandene Nitrozellulose wird in einem Gemisch von Alkohol und Äther gelöst. Diese dickflüssige Masse, Kollodium, wird sorgfältig filtriert, von Luftblasen befreit und einige Zeit zum „Reifen" stehen gelassen. Dann erst kann sie versponnen werden. Dabei wird mit Pumpen die Lösung durch feinste Öffnungen von 0,08 Millimeter Durchmesser in Wasser gepreßt, wobei die Masse gerinnt und

erhärtet. So wie die Seidenraupe beim Spinnen durch rasches Zurückschleudern des Kopfes den Faden zu größerer Feinheit auszieht, so wird auch in der Spinnmaschine der Faden durch Aufwickeln auf eine Spule „gestreckt", wodurch der Querschnitt stark verringert wird. Beim Spinnen werden meist mehrere Fäden zum Aufwickeln zusammengefaßt, was ebenfalls dem Naturvorgang abgelauscht ist. Statt der Spulen benutzt man auch Spinnzentrifugen, doch sind das rein technische Anordnungen, die den Werdegang nicht wesentlich verändern.

Die gespulten Fäden werden nach gründlichem Waschen auf der Zwirnmaschine gedrillt und in der Haspelei in Stränge gewickelt. Um die Entflammbarkeit der Nitrozellulose zu verringern, wird der Salpetersäurerest aus dem Zelluloseester wieder entfernt durch ein Bad in einer Lösung von Natriumsulfhydrat, das man als Salz des übelriechenden Schwefelwasserstoffs auffassen kann. Auch bei diesem Vorgang wird reichlich gewässert, um die Beschädigung der Kunstseide durch zu lange Einwirkung des Bades zu vermeiden. Die fertige Ware wird dann getrocknet, sortiert und kann auf den Markt gebracht werden.

Sehr wesentlich ist bei dem Verfahren der Nitrat- oder Nitroseide die Wiedergewinnung der Lösungsmittel Alkohol und Äther, die in großer Menge verbraucht werden. Daher ist auch der Preis des Sprits der Hauptgrund, weshalb die Herstellung der Nitratseide als unrentabel wieder aufgegeben wurde. Heute kann nur noch in Ländern mit niedrigem Verbrauchszoll auf Spiritus nach diesem älteren Verfahren produziert werden, wie in Belgien, wo in Tubize heute noch Nitroseide hergestellt wird.

Etwa zehn Jahre, nachdem die Chardonnetseide ihre technische Vollendung erreicht hatte, begann ein neues



Zellstofftrocknung.

Verfahren der Kunstseidenherstellung, das der Kupferseide, wirtschaftliche Bedeutung zu erlangen. Im Jahre 1899 wurden die Vereinigten Glanzstoffabriken gegründet, die 1901 nach Elberfeld verlegt wurden und die sich hauptsächlich der Fabrikation der Kupferseide widmeten. Theoretisch ist die neue Darstellungsmethode ziemlich einfach. Sie beruht auf der Entdeckung Schweitzers, daß Zellulose in seinem Reagens, einer ammoniakalischen Kupferoxydlauge, gelöst werden kann. Die anfängliche Umwandlung der Zellulose ist also nicht mehr nötig. Die gebleichten und gemahlenen Rohstoffe werden bei niedriger Temperatur in Kupferoxydammoniak gelöst und die filtrierte und entlüftete Masse in Natronlauge naß versponnen. Nach den oben erwähnten mechanischen Weiterverarbeitungen muß die rohe Kupferseide noch entkupfert werden, was durch Nachbehandlung mit verdünnter Schwefelsäure erreicht wird. Von allen Kunstseiden zeichnet sich die Kupferseide, auch Paulyseide genannt, durch die Feinheit der Fäden aus. Während im allgemeinen eine Dicke von 35 bis 40 tausendstel Millimeter möglich ist, läßt sich die Kupferseide bis zu 13 bis 15 tausendstel Millimeter ausziehen, womit sie an die Feinheit der Naturseide herankommt.

Den breitesten Raum in der Kunstseidenindustrie nimmt die Fabrikation der Viskoseseide ein mit etwa achtzig Prozent der gesamten Produktion. Dies ist in erster Linie auf die billigen Rohstoffe zurückzuführen, da fast ausschließlich Holzzellstoff verarbeitet wird, der, wie schon der Name sagt, aus Holz gewonnen und in Form von Pappen in den Handel gebracht wird. Dieser Holzzellstoff wird in Alkalizellulose übergeführt, die mit Schwefelkohlenstoff eine neue Verbindung, das Natriumzellulose-Xanthogenat, bildet. Letzteres wird in überschüssiger


Zellstofflager.

Natronlauge gelöst und bildet nun eine Masse von hoher Zähflüssigkeit (Viskosität), die sich nach dem Reifen in bekannter Weise verspinnen läßt. Als Fällbad werden Schwefelsäure oder saure Salze verwendet. Auch hier ist eine Nachbehandlung erforderlich, da sich auf der Faser Schwefel abscheidet, der den Fäden eine graugelbe, unschöne Farbe gibt. Mit Schwefelnatrium wird die beabsichtigte weiße Färbung erzielt, so daß die Fertigware den Erzeugnissen anderer Verfahren durchaus nicht nachsteht. Der Ruhm dieser Erfindung gebührt in erster Linie den Engländern Croß und Bevan.

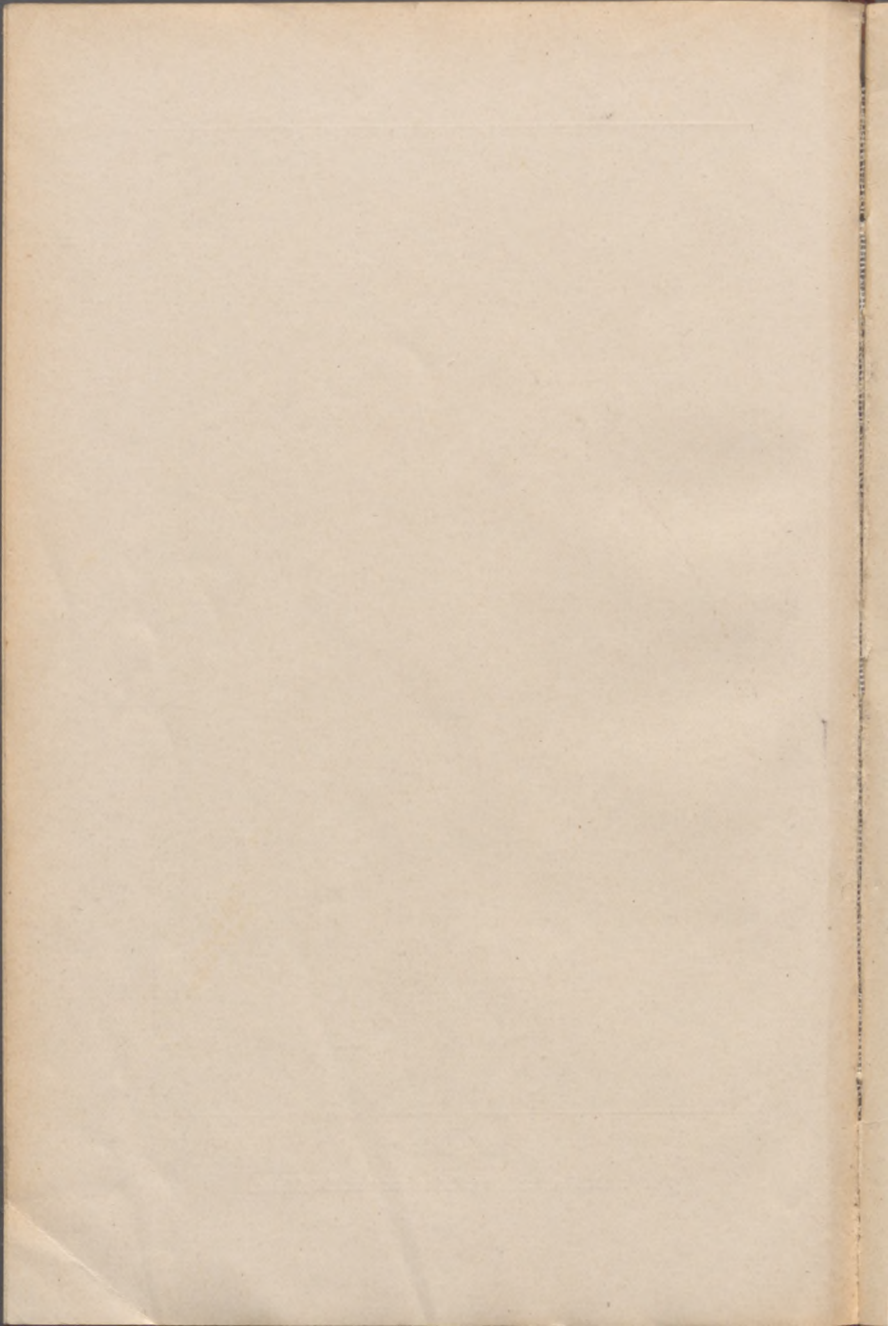
Erst nach dem Krieg ist ein neuer Konkurrent auf dem Plan erschienen: die Azetatseide. Während Nitrat-, Kupfer- und Viskoseseide aus reiner Zellulose bestehen, stellt die Azetatseide einen Essigsäureester der Zellulose dar, ist also mit Nitrozellulose chemisch nahe verwandt. Doch ist sie harmloser als jene, da sie nur schwer entflammt wird.

Die Fabrikation der Azetatseide gibt ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Notzeit des Krieges anregte und zu neuen Erfindungen führte. Den Farbwerken Friedrich Bayer & Co. war es schon früher gelungen, durch Einwirkung von Essigsäure auf Zellulose ein azetonlösliches Produkt zu erhalten, das man auf Zellonlacke verarbeitete. Während des Krieges wurden in England mit Staatsmitteln große Anlagen geschaffen, die den Bedarf an Flugzeuglacken und an Imprägniermitteln für Ballonstoffe zu decken bestimmt waren. Nach dem Ende des Krieges lag diese Industrie brach, und die Fortführung der Betriebe führte zu nicht geringen Verlusten. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es endlich, ein brauchbares Verfahren zur Herstellung von Kunstseide auszuarbeiten, und seitdem konnte sich die British Celanese Ltd. fortgesetzt vergrößern.



„Grüß Gott!“

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Wörsching.



In Deutschland wurde später die Fabrikation der Azetatseide von der J. G. Farbenindustrie aufgenommen, einer Firma, die auf jedem Gebiet der Kunstseidenherstellung tätig ist.

Nach den sonst üblichen Methoden läßt sich Azetatseide nicht färben, weshalb sie anfänglich häufig zur Erzielung von Bunteffekten verwendet wurde, indem beispielsweise die Kette aus Viskose, der Schuß aus Azetatseide bestand. Heute sind alle Schwierigkeiten des Färbens behoben. Und wenn auch der Herstellungspreis etwa anderthalbmal so hoch ist als der der Viskose, so vergrößert sich der Absatz doch ständig, vor allem in England und Amerika.

In neuester Zeit macht eine neue Erfindung auf dem Gebiet der Kunstseide von sich reden, die Zelluloseätherseide. An der Erfindung dieser Kunstseide ist Dr. Lilienfeld in Wien maßgebend beteiligt. Sie soll am Anfang ihrer fabrikatorischen Ausnutzung stehen.

Einige Nebenprodukte der Kunstseidenindustrie sind noch erwähnenswert. Es handelt sich um künstliches Roßhaar und künstliches Stroh, die durch entsprechende Vergrößerung der Spinndüse erhalten werden. Stapelfaser sind in etwa fünf Zentimeter lange Stücke geschnittene Kunstseidenfäden, die versponnen als Ersatz für Baumwolle dienen. Auch als Wollersatz gibt es ähnliche Produkte.

Versteckrätsel

Abessinien, Kaiserstein, Verzweiflung, Amalia, Klagenfurt, Wärmemesser, Rosenheim, Stralsund, Heinrich, Himalaja, Liverpool, Vergessenheit, Ameisenbär. Aus jedem der angeführten Wörter ist eine Buchstabengruppe herauszunehmen. Werden die richtig gefundenen Silben in der gegebenen Reihenfolge aneinander gereiht, so ergibt sich ein Sprichwort.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Afrikanische Scheusale

Von A. Rosin / Mit 2 Bildern

Je weiter man von den Karawanenstraßen in die afrikanische Steppe kommt, desto mehr Gelegenheit bietet sich zu Beobachtungen der Tierwelt, da einzelne Stellen reich an Wild aller Art sind. Die Steppe ist am schönsten nach der Regenzeit, wenn überall frisches Gras sprießt, Knospen schwellen, Blüten sich öffnen und der Wind den Duft vor sich herweht.

Unter klarem Himmel in strahlendem Sonnenschein leben Dutzende von Antilopen- und Gazellenarten, Gnue, Zebra, Wildschweine in teilweise großen Herden, in den Büschen Giraffenrudel, Herden von Pavianen, in den Bäumen Meerkatzen, Lemuren und Maki, Hörnchen und Marder, Baumratten und Leguane neben zahllosen Vogelscharen. Manchmal taucht ein Nashorn oder gar eine ganze Familie auf. Nimmt man das Glas vors Auge, welche Fülle wechselnder Szenen und Bilder zieht dann im Gesichtsfelde vorüber! Ein Paradies scheint sich vor uns aufzutun, das zu betreten man zögert. Aber der Anblick ist trügerisch! Zahlreiche, in der Steppe verstreute Tierskelette zerstören den Glauben an ein friedliches Dasein. Man erinnert sich an mörderische Löwen, Leoparden und kleinere Raubkatzen, die man nicht immer sieht. Die Raubkatzen, große und kleine, sind schlimme Störer des Steppenfriedens, aber sie sind nicht so raubgierig und blutdürstig wie das größte Scheusal der afrikanischen Steppe, der Wild- oder Hyänenhund. Diese Bestien sind ein Mittelding zwischen Wolf und Hyäne; die häßlichsten



Ein Jägerzelt im afrikanischen Steppenlager.

Eigenschaften beider Tierarten paaren sich mit unglaublicher Frechheit. Flink, zäh und ausdauernd, haben sie den schlanken, hochgestellten Leib des Wolfs und werden so groß wie Doggen. Die Brust ist breit, der Kopf rund und dick, mit den charakteristischen Hyänenstehohren und Wolfsgebiß. Bei einigen Tieren ist die Grundfarbe hellgrau bis dunkelbraungelb mit mehr oder weniger dunkelbraunen Flecken; andere haben dunkle, fast schwarze Flecke auf braunem Grund; wieder andere sind hellgefleckt auf dunklem Grund; nie aber sieht man einfarbige Tiere. Die Raubgier und Freßlust dieser Bestien ist fabelhaft. Kaum haben sie ein Tier verschlungen, jagen sie hinter einem anderen Opfer her.

Die Wildhunde jagen in Rudeln. Sie verbeißen sich an allen Stellen des Körpers und lassen nicht eher los, bis sie das erfaßte Stück herausgerissen haben, das sie schnell hinunterwürgen, um sofort irgendwo wieder zuzuschnappen. Opfer, die ihnen entkamen, schleppen sich tagelang herum, bis sie von streifenden Leoparden oder Hyänen aufgezehrt werden.

Wer die Mordgier dieser Scheusale beobachtet hat, den ergreift glühender Haß, der zur Leidenschaft ausarten kann; er sucht die Bestien mit allen Mitteln auszurotten. In Rudeln greifen sie sogar einzelne Löwen an.

Die Frechheit der Wildhunde ist unglaublich. Eines Abends hatten wir ein Lager aufgeschlagen und um unsere Transportesel eine dichte, verhältnismäßig hohe Dornhecke ziehen lassen, um die für uns so unentbehrlichen Tiere vor Raubtierangriffen zu schützen. Der Eselkral befand sich etwa fünfzehn Schritt vom Lager. Im Morgengrauen vernahm ich das unterdrückte Knurren meines jungen Leoparden, der bei mir im Zelt schlief. Jäh fuhr ich aus dem Schlaf. Draußen mußte „etwas



Afrikanische Wildhunde greifen ein Gnu an, das ihnen nicht entkommt.

los" sein. Die Wachen hatten wohl wieder einmal geschlafen, das Feuer ausgehen lassen und so dem Raubzeug zum Angriff auf den Eselkral Mut gemacht. Als

ich mit der Büchse ins Freie eilte, brannte kein Feuer. Sieben Hyänenhunde, die ich beim Kral sah, wandten sich bösartig knurrend gegen mich und starrten mich mordlustig an. Einer setzte sich sogar! Ich zielte, und die Kugel legte ihn auf die Decke. Das störte die anderen gar nicht. Als der Schuß gefallen war, sprangen sie auf, blafften und knurrten stärker. Einer schnupperte lüstern an dem Erschossenen. Da traf auch ihn die tödliche Kugel. Auch das hätte die Bestien wohl noch nicht vertrieben. Da stürmten meine Schwarzen, von den Schüssen erwacht, schreiend heran; darauf entschlossen sich die Bestien doch zum Abzug. Im gemächlichen Trott zogen sie davon, schauten sich knurrend um und verschwanden im Frühnebel.

Ein Rudel von sechs Wildhunden wird mit einem Gnu fertig, trotz der Flinkheit dieses Tieres, das sich mit Läufen und Hörnern mutig zu wehren versteht.

Wieder einmal war es Abend geworden, und mein Zelt stand. Weil meine Schwarzen am Abend vorher den Eselkral schlecht gebaut hatten, kontrollierte ich heute die Arbeit. Plötzlich brach eine große Elenantilope links aus dem Galeriewald heraus, kaum dreißig Gänge von uns entfernt, und jagte rasend zwischen den von den Schwarzen aufgehäuften Dornhaufen hindurch. Acht Wildhunde hetzten hinter ihr her, denen noch ein Rudel folgte. Einige stutzten, wandten sich rasch nach mir und den Arbeitern um und glotzten uns mordgierig und angriffslustig an. Immer mehr Hunde, fünfzehn bis zwanzig, folgten und rasten vorbei. Die Stehengebliebenen warfen sich, kurz kläffend, nun auch herum und jagten hinter den anderen her. In weniger als einer Minute — ich konnte die Büchse nicht heben — war die Horde verschwunden.

Lange schaute ich bedauernd dem Elen nach. Arme, schöne Antilope! Die gierigen Bestien werden dich verfolgen, bis es einer gelingt, zuzufassen. Dann fallen alle über dich her und jede reißt ein Stück aus deinem Leib. Lebendig reißen sie dich in Stücke. Verdammte Scheusale! Und diesmal hatte ich keine der Bestien getroffen.

Einsatzrätsel

	E		+	A	+		A	
	A		+	A	+		O	
	A		+	A	+		A	
	I		+	A	+		R	
	E		+	A	+		E	
	I		+	A	+		O	
	I		+	A	+		E	

In die leerstehenden Felder obiger Figur und an Stelle der Kreuzchen sind die Buchstaben A, A, C, D, D, E, E, E, G, H, H, I, L, M, M, M, M, N, N, N, N, N, N, N, N, O, P, R, R, R, R, R, R, S, S, T, T, T. V, Z, Z, Z in der Weise einzusetzen, daß in jeder wagrechten Reihe zwei Wörter entstehen, welche einen Buchstaben gemeinschaftlich haben. Es ist also jedesmal der Buchstabe A der mittleren senkrechten Reihe als Endbuchstabe des ersten zugleich Anfangsbuchstabe des zweiten Wortes. Die Wörter bezeichnen: 1. einen römischen Kaiser und einen Gegenstand im Gotteshause, 2. einen weiblichen Vornamen und eine biblische Person, 3. eine in der Bibel genannte Frucht und einen Schmuckstein, 4. einen Fluß auf dem Balkan und einen Baum, 5 eine Zauberin aus der griechischen Heldensage und einen freien Platz, 6. eine römische Göttin und einen griechischen Fabeldichter, 7. einen Kurort in Frankreich und eine Kriegsmacht.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die an Stelle der Kreuzchen getretenen Buchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines berühmten deutschen Komponisten.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Koreanischer Lastträger



Durch die Tragvorrichtung, die einem Stuhl ohne Vorderbeine ähnelt, kann man auch umfangreiche Lasten bequem tragen.
(S. V. D.)

Hochzeit am Hof des Großmoguls

Von Walter Boje / Mit 6 Bildern aus dem Ufafilm „Das Grabmal einer großen Liebe“

Vor den Toren der Ringmauern von Fathipur-Sikri standen die Wächter regungslos; den blanken Jatagan in der Faust, schauten sie gleichmütig in den heraufdämmernden Morgen. In der Ferne begannen die Zinnen und Türme der Alabasterstadt Akbarabad langsam aus dem Halbdunkel hervorzuschimmern, allmählich heller werdend. Bald hoben sich die Minarette und Moscheenkuppeln schneeig weiß vom Azurblau des Himmels ab; balsamischer Duft aus Orangenhainen ward durch den Wind vom Osten herübergetragen, und dann zitterte der erste Sonnenstrahl über die Paläste von Fathipur-Sikri, und die Inschrift am Buland Darwaza, am Hohen Tor der großen Moschee, leuchtete mahnend auf: „Jesus, mit dem Friede sei, sagte: Die Welt ist eine Brücke; überschreite sie, aber baue kein Haus auf ihr. Die Welt währt nur eine Stunde, verbringe sie im Gebet.“ Die Rufe der Muezzins tönten von den Minaretten: „Heij h emmoslemin es-salâh! Auf, ihr Gläubigen, zum Gebete!“

Da neigte sich im Mogulpalast auch Prinz Nûr ed-dîn Mohammed Selim auf den Teppich nieder, um zu Allah zu beten. Doch der Text der Koransure kam nicht richtig über seine Lippen, er konnte die Worte nicht vergessen, die ihm sein Vertrauter Arif Beg am vergangenen Tage in der Audienzhalle seines Vaters Akbar zugeflüstert hatte.

Arif Beg war auf dem Basar gewesen, um für den

Harem seines Herrn einige Sklavinnen zur Bedienung seiner Gemahlin zu kaufen. Da hatte ihm der Händler eine junge Perserin zugeführt, die man Nûr-Dschihan nannte. Arif Beg hatte sie sofort für den Prinzen erworben; denn aus ihrem Gesicht, das den Liebreiz des weißen Lotosblattes und den gelben Glanz des Goldes. verdunkelte, schauten ihm ein Paar tiefer Gazellenaugen unter sanft gewellten Flechten von der Schwärze des Ebenholzes entgegen. Als der Prinz die Sklavinnen zu sehen begehrte, die sich demütig vor dem Sohn des Großmoguls verneigten, da war die Perserin aufrecht stehen geblieben und hatte ihm frei ins Antlitz geschaut. Sie war keine Sklavin, sondern eine Freigeborene, die, von Räubern verschleppt, in den Besitz des Händlers gelangt war. Mohammed Selim Schah Dschehangir hatte sie ob ihrer stolzen Haltung durchdringend angeblitzt, aber sein Antlitz wurde milder und freundlicher unter dem bescheidenen Blick des Mädchens, aus dem ihm ein Paradies entgegenzulächeln schien, dessen schönste Rosenknospe sie selber war. Da hatte ihr der Thronfolger besondere Gemächer anweisen lassen.

Jetzt stand sie in Gedanken versunken vor ihrem Pfühl, und daneben saß die Sklavin, die ihr beim Ankleiden behilflich gewesen war, und berichtete von den Taten des Prinzen, der wenige Räume entfernt die Sammlung zum Gebet an Allah nicht finden konnte; denn sein ganzes Denken war ein Gebet an Nûr-Dschihan geworden, seit er sie gesehen.

„Allâhu akbar! Allâhu akbar! we Mohammed rassûl ullâhi! Gott ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!" gellte der Ruf des Muezzins von der großen Moschee herüber. Da sprang der Prinz auf. Arif Beg hatte ihm am vergangenen Tage zugeflüstert, daß der

Großmogul der Perserin die Freiheit geschenkt habe, damit sie der Thronfolger zu seiner Gemahlin erheben konnte; denn nur der Freien durfte er sich vermählen, nicht aber



„Da hatte ihm der Händler eine junge Perserin zugeführt, die man Nûr-Dschihan nannte.“

der Sklavin. Damit hatte der Großmogul das Mädchen aber auch unter seinen besonderen Schutz genommen, und Dschehangir mußte die Schöne nun von ihm erbitten. Entschlossen begab er sich in die Empfangshalle und trat rasch in das Gemach des Vaters. Er wollte ihm von

der tiefen Neigung erzählen, die er so plötzlich zu der schönen Perserin empfände, doch Akbar zog ihn lächelnd neben sich auf ein Kissen und setzte seine Unterhaltung mit einem Würdenträger fort.

Ehrfurcht vor dem Vater gebot dem Prinzen zu warten. So harrte Dschehangir ungeduldig, bis das Gespräch zu Ende geführt war. Zwei Stunden hatte ihn der Großmogul warten lassen, um ihm dann zu sagen, er habe das Mädchen inzwischen nach Delhi schaffen lassen und wolle nur dann erlauben, daß der Prinz sie zur Gemahlin erhielte, wenn die Perserin bereit sei, Dschehangir die Hand zu reichen. Erst nach drei Tagen dürfe er das Mädchen darum befragen. Da verabschiedete sich der Sohn vom Vater und ritt stumm mit geringem Gefolge hinaus in die Ebene um Akbarabad; denn zwischen den Marmorwänden des Palastes hätte er es nicht ausgehalten; es trieb ihn die Sehnsucht zu dem Mädchen nach Delhi.

Die Tage vergingen ihm endlos langsam; sogar beim Tschauganspiel, das er sonst mit Eifer trieb, fand er keine Zerstreuung. Als die Nacht des dritten Tages anbrach, kam kein Schlaf in seine brennenden Augen; ruhelos durchwanderte er die ganze Nacht seine Gemächer. Jeder Gedanke an seine erste Gemahlin war verscheucht, nur die Gestalt der Perserin erschien wie ein Traumbild vor seinem geistigen Auge.

Kaum graute der Morgen des vierten Tages, da eilten die Leibtrabanten des Prinzen mit Befehlen ihres Gebieters durch die Bogengänge des Palastes. Auf dem Hof wurden Elefanten aus ihren Zwingern geholt und Baldachine auf ihre Rücken gehoben, Kamele und Pferde zäumte man auf, Trompetensignale schmetterten in den Höfen, und kaum hatten die Muezzins das Morgengebet



„Jetzt stand sie in Gedanken versunken vor ihrem Pfühl, und daneben saß die Sklavin.“

beendet, als Prinz Nûr ed-dîn Mohammed Selim Schah Dschehangir aus dem Palast trat und seinen Elefanten bestieg.

Unter Paukengedröhn und Trommelschlägen verließ die Karawane das Nordtor und bewegte sich auf der Straße nach Delhi davon. Aus seinem Gemach schaute Kaiser Akbar lächelnd dem davonziehenden Prinzen nach. Über eine Woche würde der Sohn unterwegs sein, ehe er in der Hauptstadt des Mogulreiches anlangte.

Als am letzten Tage endlich das Minarett der großen Moschee von Delhi, der Kutab Minar, von weitem zu sehen war, da trieb Dschehangir die Karawane zur Eile an.

Inzwischen war Nûr-Dschihan schon längst im Mogulpalast in Delhi heimisch geworden, aber ungewiß über das ihr beschiedene Schicksal, zermarterte sie sich die Sinne darüber, aus welchem Grund man sie aus Fathipur-Sikri weggeführt haben mochte. Welches Los würde ihr bestimmt sein? — Sollte sie doch die Leibsklavin der Prinzessin werden? — Jeden Tag wanderte sie durch die Säulenhallen des Palastes und schaute sehnsüchtig in die Orangenhaine und Jasminsträuche, die ihn umgaben. Dort war die Freiheit. Aber wie konnte sie als schwaches Mädchen die einmal verlorene je wieder erringen? — Wohl hatte man ihr gesagt, der Großmogul habe sie für frei erklärt. Warum aber hatte man sie dann unter starker Bewachung hierher gebracht? — Zwar hatte sie von ihrem Recht noch nie Gebrauch gemacht und hoffte heimlich, den Prinzen noch einmal zu sehen, ehe sie scheiden wollte. So stand sie auch heute in der Halle des Palastes an eine mit bunten Arabesken verzierte Marmorsäule gelehnt und schaute nach Süden, nach Fathipur-Sikri, als sie in der Ebene eine Staubwolke aufwirbeln sah, aus der ab und zu die bunten Schabracken der Elefanten und Kamele hervorleuchteten. Bald hörte sie Trompetenschall und Paukenschläge. Ihre



„So stand sie auch heute an eine Marmorsäule gelehnt und schaute nach Süden.“

Augen weiteten sich vor Erstaunen, als sie unter dem ersten Baldachin den Prinzen zu erkennen glaubte. Eine heiße Blutwelle strömte ihr ins Antlitz, und hastig eilte sie in ihre Gemächer.

Mit pochendem Herzen, die Hände auf die wogende



„Sanft zog sie Dschehangir auf eine Ottomane nieder."

Brust gepreßt, lehnte sie in einer Nische und lauschte mit verhaltenem Atem dem näherkommenden Hörnerklang.

Wuchtig dahinschreitend zogen die Elefanten in den Palasthof ein. Befehlsrufe drangen zu dem Gemach der Perserin hinauf. Dann vernahm sie rasche Schritte auf dem Gang, der zu ihren Räumen führte. Die hohen Ebenholztüren wurden von zwei Wache haltenden Mah-

ratten geöffnet, der Vorhang tat sich auseinander, und vor ihr stand im weißen, schimmernden Seidengewand, strahlend wie der anbrechende Tag, Prinz Mohammed Selim und blickte ihr gütig in das glutüberrieselte Antlitz.



„Allein wartete sie, in tiefe Gedanken versunken, mit einer Vertrauten der Ankunft des Geliebten."

Dem Drang ihres Herzens folgend, war sie ihm einige Schritte entgegengeeilt und dann zaghaft stehen geblieben. Da breitete der Prinz die Arme aus, und selig, mit feucht schimmernden Augen, sank sie ihm, keines Wortes mächtig, an die Brust. Sanft zog sie Dschehangir auf eine Ottomane nieder und gestand ihr in zärtlichen Worten seine Liebe. Nûr-Dschihan schaute ihm tief in die Augen.

Einige Stunden verweilte der Prinz dann bei der schönen Perserin. Noch am selben Tage brach er wieder auf, um die Hochzeit und den Einzug des Mädchens in Fathipur-Sikri vorzubereiten.

Tag und Nacht arbeiteten Silber- und Goldfiligranarbeiter an neuen Geschmeiden, von früh bis spät stickten fleißige Hände an prächtigen Seiden- und Brokatgewändern, an Schleiern und Schabracken.

Endlich, endlich brach der Hochzeitszug des Prinzen nach Delhi auf.

Eine halbe Tagreise vor der Stadt wurde ein großes Zeltlager bezogen. Alle Begleiter legten hier Festgewänder an, Elefanten und Kamele erhielten neue buntgestickte Decken mit Gold- und Silberketten, und Dschehangir zog sein prächtigstes Kleidungsstück an.

In höchster Eile wurde das Lager wieder abgebrochen. Ein Trompeterkorps trat an die Spitze des Zuges, der sich zum letzten Marsch in Bewegung setzte. Nûr-Dschihan erhielt durch ausgesandte Stafetten Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen; sie ließ sich von ihren Dienerinnen in weiche, anschmiegende Seidengewänder hüllen und legte den überreichen, erlesenen Schmuck an, den ihr der Großmogul geschenkt hatte. Dann entließ sie ihre Dienerinnen und wartete allein mit einer Vertrauten, in tiefe, freundliche Gedanken versunken, der Ankunft des Geliebten.

Zwei Wochen hindurch hatte jeden Tag die Hochzeitsmusik vor den durchbrochenen Alabastergittern des Palastes gespielt, auch das Schadi, köstliche Speisen, kandierte Früchte und Zuckerwerk sowie eine kostbare, über und über mit edlen Steinen und goldenen Zieraten besetzte, prachtvoll gestickte Brautausstattung waren ihr über-

sandt worden. Nun war der Tag des Barat, der Hochzeit, den die Perserin voller Freude erwartete, gekommen.



Im Hochzeitszug.

Kurz bevor die Karawane des Prinzen durch das Stadttor zog, legte die Sklavin der Braut die Sikra an, ein schimmerndes Diadem aus Smaragden und Topassen,

von dem ein langer weißer Schleier über ihr schönes Antlitz fiel. Sie fühlte sich überselig vor Glück.

Vor den Mauern der Stadt waren die Begleiter des Prinzen abgestiegen und marschierten zu Fuß ein. Nur Mohammed Selim ritt auf einem reichgezäumten Pferd. Kamele und Elefanten folgten dem Zug und Sänften, in denen schöne dunkeläugige Frauen saßen; Blumengirlanden, Fahnen und lange Fächer wurden ihm vorangetragen.

In der Audienzhalle des Palastes stand ein Festmahl bereit, an dem alle Palastbeamten und Sklaven teilnahmen. Helle Freude trat in das Antlitz Dschehangirs, als er hier seinen Vater sah, der ihm auf einem anderen Weg vorausgeeilt war.

Dem Mahle folgten Odaliskentänze und Musik. Bis zum späten Abend klangen die Instrumente.

Nûr-Dschihan harrte die ganze Nacht auf den Geliebten. Erst am nächsten Morgen durfte der Prinz sich ihr nahen. Gleichzeitig betrat der Kazi ihr Gemach, der beide vorher gefragt hatte, ob sie sich für immer angehören wollten, und verlas, in der Tür stehend, einige Suren aus dem Koran. Dann umarmte der Prinz seinen Vater nebst seinen Verwandten und begab sich in die Zenana, das Gemach Nûr-Dschihans. Von hier führte er sie in die Halle, wo ihnen die Glückwünsche des Hofes entgegengebracht wurden. Beide ließen sich auf zwei Kissen nieder, und der Schleier der Braut wurde gelüftet. Da sprang Dschehangir wieder empor, hob die Geliebte auf seine Arme und trug sie, ein Symbol der alten Raubehe, aus dem Palast in eine bereitgehaltene, prächtig geschmückte Sänfte, die zwischen zwei Elefanten befestigt war. Unter Trompetenschall und Paukenschlag, übertönt von Flintenschüssen und dem Donner der Kanonen, be-

wegte sich der Zug mit glänzendem Gefolge aus den Toren von Delhi hinaus. Fünftausend Elefanten mit schwarz und golden lackierten Prunkhaudahs, zwischen denen Käfige mit Leoparden und Tigern aufgestellt waren, bildeten längs der Straße links und rechts Spalier. Mit duftenden Blumen war der Weg übersät, Fächerträger schritten neben dem Zuge her und fächelten dem prinzlichen Paare Kühlung zu, in schimmernder Wehr ritten die Krieger des Großmoguls an den Seiten des Zuges, und Fahnen und Standarten wehten über ihnen im Winde. So wurde die schöne Perserin nach Fathipur-Sikri ins Glück geleitet.

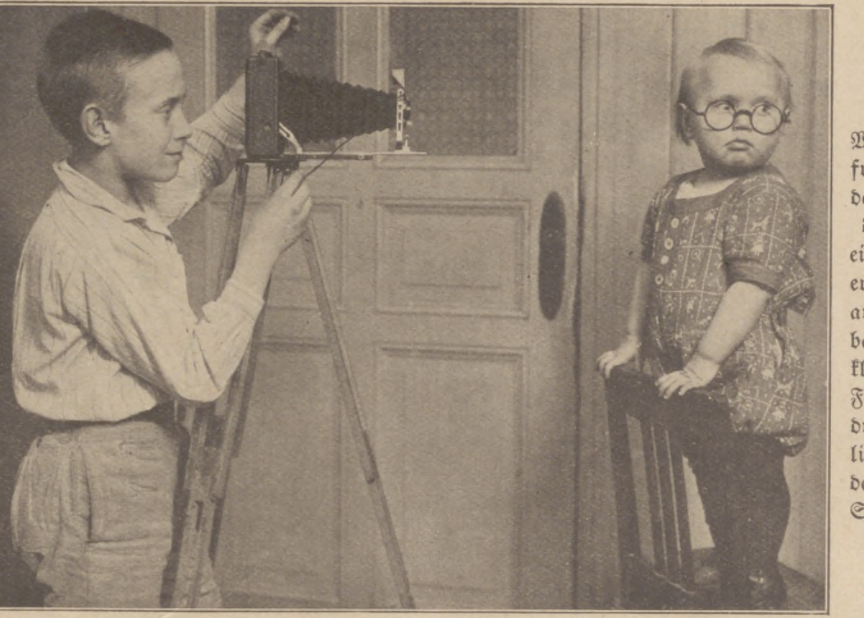
Das Glück

Es ist das Glück ein flüchtig Ding
und war's zu allen Tagen;
und jagtest du um der Erde Ring,
du möchtest es nicht erjagen.

Leg' dich lieber ins Gras voll Duft
und singe deine Lieder;
plötzlich vielleicht aus blauer Luft
fällt es auf dich hernieder.

Aber dann pack' es und halt es fest
und plaudre nicht viel dazwischen;
wenn du zu lang es warten läßt,
möcht' es dir wieder entwischen.

Emanuel Geibel



„Bitte recht freundlich!"

Mit dem auf dem Weihnachtstisch gefundenen Apparat ist der jüngste Anhänger der Lichtbildkunst eifrig bestrebt, alle erreichbaren Objekte auf die Platte zu bannen. Sogar der kleinste Sprößling der Familie muß sich gedulдig, voll brüderlicher Nächstenliebe, in den Dienst der guten Sache stellen.

H. Wolter.

Die Prophezeiung des Schamanen

Erzählung von H. Lierne / Mit 2 Bildern nach Aufnahmen aus dem Museum für Länder- und Völkerkunde, Stuttgart

Es war vor dem Weltkrieg, als ich in Moskau meinen Freund Fred Wellis traf, der eine Forschungsreise durch Sibirien vorbereitete. Ich schloß mich ihm gern an, denn ich hatte das Leben in den Großstädten satt und sehnte mich nach Abenteuern.

Als wir durch die Steppen am Baikalsee zogen, kamen wir in der ersten Dämmerung vor ein Zeltlager der Burjäten. Unsere Karawane befand sich nicht im besten Stand; wir hatten Pferde verloren, und Sem, der tungusische Führer, war in der vergangenen Nacht mit einem unserer Packpferde und Nahrungsmitteln durchgebrannt.

In den letzten Wochen hatten wir uns körperlich überanstrengt, und auch seelisch fühlten wir uns nicht gut. Wir waren durch Gegenden gestreift, die wohl wenige Menschen vor uns gesehen hatten. Bären, Füchse und Zobel hatten wir genug getroffen, und wenn wir nachts im Zelt lagen, kamen wir vor dem bald nah, bald aus der Ferne klingenden Geheul der Wölfe kaum zur Ruhe.

In der eintönigen, schier endlosen Weite der sibirischen Steppe hatten sich unsere Sinne abgestumpft. Wir wollten es uns gegenseitig nicht gestehen, aber wir litten schwer unter der Melancholie der trostlosen Gegend. Stundenlang ritten wir nebeneinander, den Blick auf den Boden oder den Hals des Pferdes gerichtet.

Als wir von weitem die Jurten sahen, war uns zumute wie Schiffbrüchigen, die lange Zeit hilflos auf

einem Wrack im Meer getrieben und nun endlich Land schauten.

Näher kommend, sahen wir eine Umfriedung aus zusammengetragenen Ästen; dahinter standen etwa zwanzig spitz zulaufende Zelte. An den Enden langer Stangen, die neben den Eingängen aufgerichtet waren, hingen Tierfelle. Schmutzige langhaarige Hunde rasten uns entgegen und sprangen kläffend um uns her, hielten sich aber doch vorsichtig in einem gewissen Abstand.

Die Burjäten nahmen uns freundlich auf. Der Schulenga, das Oberhaupt des Aules, wies uns eine der Jurten an. Bald prasselte in der Erdgrube ein lustiges Feuer. Unsere Diener nahmen das Gepäck von den Pferden und fütterten die Tiere. Wir kauften eine junge Ziege, die wir gleich schlachteten. Wellis verstand es ausgezeichnet, das Fleisch schmackhaft zu braten. Einer der russischsprechenden Burjäten — er war Soldat in einem Irkutsker Kavallerieregiment gewesen — diente uns als Dolmetsch mit den Bewohnern des Aules.

Am nächsten Tage ließ uns der Schulenga ausrichten, wir möchten ihn in seiner Jurte besuchen. Der Gastfreund, ein breitschultriger Mongole, bot uns in einem Gefäß aus Birkenrinde den Burdjuk an, ein Nationalgetränk. Es besteht aus halbsaurer Milch, der etwas Roggenmehl zugesetzt wird. Um den Schulenga nicht zu beleidigen, tranken wir die übelriechende braune Flüssigkeit, ohne dabei merken zu lassen, wie wenig sie uns schmeckte. Der Raum, in dem wir empfangen wurden, sah prunkhaft aus; ringsum standen buntbemalte Kisten, mit ausgesucht schönen Fellen bedeckt. An den Wänden hingen schwere Teppiche und kostbare Waffen, erlesene alte Stücke waren darunter. Den Boden bedeckte eine große Matte in prächtigen Farben.

Der Dolmetsch Halje verstand es gut, die Unterhaltung, wenn auch manchmal stockend, immer wieder in Fluß zu bringen. Als Wellis dem Alten von Rußland erzählte, merkten wir deutlich, daß es ihm unmöglich war, sich einen Begriff von den ungeheuren Entfernungen zwischen Moskau oder Petersburg und der Gegend, in der die Jurten lagerten, zu bilden. Nach seiner Meinung waren diese Städte nur ein paar Tagereisen hinter der Burjätensteppe. Schon aus Höflichkeit gaben wir es auf, ihn weiter darüber zu belehren. Er zweifelte offenbar an jedem unserer Worte. Wir gaben ihm einige Stangen Ziegeltee und etwas von unserem Tabak, den er behaglich aus einer kleinen Messingpfeife, einem chinesischen Kalian, rauchte.

Da wir fühlten, daß wir die Strapazen der vergangenen Wochen nicht so rasch überwinden würden, beschlossen wir, uns noch einige Zeit Ruhe zu gönnen. Wellis wollte in diesen Tagen die bisher gewonnene wissenschaftliche Ausbeute der Reise ordnen. Dann mußten wir auch Pferde haben und hofften, einige der mittelgroßen schnellfüßigen burjätischen Renner zu erwerben.

Die Burjäten brachten uns frisches Fleisch, Milch und Roggenmehl. Unter dem Geld, das wir dafür gaben, wählten sie manches als Schmuck aus. Männer und Frauen trugen einen mit verschiedenen Münzen benähten Riemen. Sie schmücken aber auch ihre Kleidung mit Münzen. Man kann deshalb gut schätzen, wer über das stattlichste Vermögen verfügt. Der Schulenga trug an seinem Kopfriemen sogar einige Goldstücke.

Am zweiten Tag hatten wir im Dorf einen Schamanen gesehen. Halje erzählte uns Wundertaten von ihm. Die kleine dürre Gestalt war mir sofort aufgefallen, allerdings nicht deshalb, weil seine Erscheinung beson-



Geisterbeschwörender Schamane.

deren Eindruck auf mich gemacht hätte, sondern weil er der einzige Mann im Lager war, der nicht mit uns

sprach. Er schien uns offensichtlich zu meiden und benahm sich, als ob er uns nicht sähe. Sooft wir ihm auch begegneten, ging er mit abgewandtem Gesicht an uns vorüber. Als ich eines Tages zu Wellis sagte, ob wir nicht versuchen sollten, den Schamanen zu uns in die Jurte zu bitten, riet er mir ab. Er hielt wenig von den Künsten dieser Leute. Der Schamane war nicht der erste, den er gesehen hatte, aber ich war noch keinem dieser Zauberer begegnet und hätte gern erfahren, was der sonderbar aussehende Mensch mir prophezeien würde. Ich beschloß, den Schamanen zu mir zu bitten. Da wir bereit waren, weiterzureisen, fand ich keine Zeit, Halje zu sagen, er möge den Schamanen zu uns bringen. Durch Vermittlung des Schulenga hatten wir Pferde und Vorräte gekauft und Halje als Führer für die weitere Fahrt angenommen. Unser wartete viel Mühe und Arbeit mit dem Verpacken der Sammlungen und Instrumente. Sieben Packpferde mußten wir damit belasten. So war der Tag mit Arbeit vergangen, am Abend war alles zum Aufbruch fertig. Am nächsten Morgen wollten wir unsere Gastfreunde verlassen. Als uns Iwan den Tee brachte, fiel es mir wieder ein, über den Schamanen zu reden. Wellis sah mich lächelnd an. Er wollte meine Neugier befriedigen und schickte Halje fort, er solle den Zaubermann mit der Zusicherung eines ansehnlichen Geschenkes zu uns führen.

Es war dunkel geworden. Ein heftiger Wind rüttelte an den Wänden der Jurte und trieb den durch eine Öffnung in der Decke entweichenden Rauch des Herdfeuers in den Raum zurück. Die Flamme der an der Wand hängenden Laterne zuckte hin und her und verbreitete ein ungewisses Licht.

Nach einiger Zeit erklangen Glocken vor dem Zelt.

Die Tierhaut am Eingang wurde zurückgeschoben, und der Schamane kam herein. Unter der runden Mütze, von der allerlei Papierstreifen, mit verschiedenen geheimnisvollen Zeichen bemalt, und schmale Stückchen Birkenrinde herabhingen, blickten uns ein Paar trübe Augen an. Um den bis zu den Knien reichenden Rock trug er einen aus bunten Bändern gewundenen Gürtel geschlungen, woran viele erzene Glocken und Glöckchen hingen, die bei der geringsten Bewegung klangen.

Der Schamane sah uns nicht an. Er schritt durch das Zelt, dann ringsum an der Wand entlang. Mit einem kleinen Stäbchen schien er Zeichen in der Luft zu machen. Dann nahm er die an einem Riemen hängende Trommel, auf die er rasch und immer rascher schlug, und begann einen geheimnisvollen Gesang, der die Geister rufen sollte. Nach jedem Vers trommelte er schneller; die dünne, hohe Stimme klang wilder und schriller. Jäh abbrechend, fing er mit wachsender Hast wieder an zu singen. Der wilde Gesang steigerte sich zu unartikuliertem Geheul. Überstürzt drangen die schrecklichen Laute aus der gepreßten Kehle. Die Glieder verrenkend, tierische Schreie ausstoßend, tanzte der Schamane durch die Jurte. Seine Augen glänzten unheimlich; er gebärdete sich wie ein Irrsinniger. Noch eine Weile raste der Schamane wirbelnd durch die Jurte. Dann brach er erschöpft zusammen. Schaum stand ihm vor dem verzerrten Mund; die Haare klebten am Gesicht. Er war bewußtlos. Ich wollte ihm beistehen. Halje hielt mich mit erhobener Hand beschwörend zurück und gab uns durch Zeichen zu verstehen, wir dürften uns nicht rühren.

Wir saßen auf der Matte und betrachteten erschüttert den Schamanen, der, von Konvulsionen geschüttelt, zitternd und bebend an allen Gliedern, offenbar welt-

entrückt, unerhörte Zwiesprache mit seinen Göttern, Geistern und Dämonen hielt. Im Halbdunkel der Jurte wirkte das vom schwachen Schein des Feuers schwankend beleuchtete bleiche, zuckende Gesicht des Entrückten düster und grauenvoll. Ich fühlte, wie ich in einen dunkeln, unfaßbaren Bann geriet. Ich dachte daran, daß unsere Urväter vor Jahrtausenden im gleichen Glauben lebten, dem die Menschen dieses geheimnisvollen Landes noch ergeben waren. Nein! Schwindler und Betrüger waren diese Schamanen gewiß nicht. Sie lebten in einer Welt, die für uns versunken war. Ob sich unter diesen Menschen tiefere Einsichten in das geheimnisvolle Wesen und Wirken der Naturmächte, von Generation zu Generation vererbt und gepflegt, lebendig erhalten haben mochten, wer konnte das wissen? —

Der Schamane war ruhiger geworden; er bewegte die Hände, dann auch die Beine und richtete sich langsam auf. Er schien hochgradig erschöpft und angegriffen. Halje flößte ihm etwas Tee ein. Es dauerte noch eine Weile, bis er mit Halje sprechen konnte.

Der Dolmetsch erzählte uns die Prophezeiung des Schamanen: „Ein großes Licht geht über einen Fluß; aber der weiße Mann sieht es nicht. Wenn das Licht zum zweiten Male über die Wasser schreitet, wird ein Stärkerer die Arme nach ihm ausstrecken ... Die Götter mögen ihn behüten."

Soviel wir auch fragten, gelang es uns doch nicht, mehr zu erfahren. Halje gab dem erschöpften Schamanen einige Rubelstücke und brachte ihn in seine Jurte.

Am andern Morgen reisten wir ab. Der Dolmetsch übernahm die Führung unserer Karawane und verließ

uns erst, als wir die Gebiete der Tungusen am nördlichen Zipfel des über sechshundert Kilometer langen Baikalsees erreichten.

Zwei Monate waren vergangen.

Nach südöstlicher Wanderung waren wir in die Hochtäler eines Gebirgsmassivs gekommen, das den Baikalsee von den Quellflüssen der Lena trennt. Keiner von uns dachte mehr an die Prophezeiung des Schamanen. Der augenblickliche Bann, unter dem ich damals stand, war längst verflogen.

Nach stundenlangem aufwärts führendem Marsch erreichten wir gegen Abend eine öde Felsgegend, den Kamm des Gebirges. Von da aus sollten wir über einen Hochpaß hinweg auf ein tiefer gelegenes Hochplateau gelangen. Trotz der vorgerückten Tageszeit entschlossen wir uns, die Höhe noch zu überschreiten und jenseits in besserer Gegend unser Lager aufzuschlagen. Der Tungusenführer hatte uns gesagt, wir fänden dort frisches Futter für unsere Tiere. Am Tage konnten wir einige Rudel wilder Bergschafe beobachten, die rasch zwischen den Felsen verschwanden, sobald wir ihnen näher kamen. Ich ritt allein voraus, da ich ein Bergschaf erlegen wollte. Wir brauchten Fleisch zu unserer Abendmahlzeit. Am Eingang des in der Ferne deutlich sichtbaren Passes wollte ich mit der langsam nachziehenden Karawane wieder zusammentreffen.

Rasch vorausreitend, war ich bald an der verabredeten Stelle angelangt, da sah ich auf einer etwa zehn Meter hohen Felswand in einer nach links einbiegenden Schlucht vier Bergschafe, die dort Futter suchten. Kaum hatten sie mich gesehen, rannten sie davon, um zu entkommen. Den Weg nach oben versperrte ihnen schroff vortretendes Ge-



In rhythmischer Bewegung trommelnd, werden die Geister beschworen.

stein; sie mußten also in der zu mir führenden Richtung entfliehen. So schnell, wie das zwischen den Felsblöcken möglich war, versuchte ich auf meinem kleinen Tungusenpferde die Stelle zu erreichen, wo der abwärts führende Felsensteg in die Sohle der Schlucht mündete. Die Schafe kamen mir zuvor! Da gab ich während des Reitens auf das letzte Tier einen Schuß ab. Ich mußte einen der Läufe verwundet haben, denn stark schweißend rannte das Schaf davon. Im Jagdeifer ritt ich, so schnell es ging, nach. Der Engpaß verzweigte sich, und ich konnte gerade noch sehen, wie das Schaf an einer Stelle, die sich westwärts hinzog, verschwand. War es nicht leichtfertig, wenn ich allein zwischen diesen Felsklüften das Tier weiterverfolgte, jetzt, wo bald die Nacht hereinbrach? — Der am Boden deutlich erkennbare Schweiß zeigte mir allerdings den Weg. Vielleicht lag das Schaf schon hinter jenen Steinen?

Das Jagdfieber ließ nicht nach. Ich folgte der Spur zwangsläufig. Nach einer kurzen Strecke sah ich Kopf und Rücken des fliehenden Tieres auftauchen. Alle Vorsicht vergessend, blieb ich auf der Spur und merkte nicht, daß ich immer weiter in die Wildnis geriet. Als ich einsah, daß ich mit dem Pferd über die Felsblöcke nicht weiter vordringen konnte, gab ich die Jagd auf. Ich mußte rasch zurück, denn die Karawane war gewiß längst am Eingang des Hochpasses angelangt.

Ich wandte mich um und ritt zurück. Sooft ich auch das Pferd zur Eile trieb, es schien mir doch, als käme es kaum vorwärts. Einen weißschimmernden Birkenstamm, ein bestimmtes Gebüsch zwischen der Felsspalte sah ich nun schon eine Weile und kam doch kaum näher. Ritt ich denn im Kreis? — Ungeduld und die einbrechende Dämmerung steigerten meine Unsicherheit.

Da bog die Schlucht nach rechts ab. Unruhig ritt ich klopfenden Herzens geradeaus. War ich denn noch auf dem rechten Weg? — An den aufsteigenden glatten Felswänden fand ich keine Anhaltspunkte, die sicher leiten konnten. Kalt wehte es aus der Tiefe des Tales. Mich fröstelte im Nacken. Frierend stieg ich ab, denn das Pferd drohte in der rasch zunehmenden Dunkelheit jeden Augenblick zu stürzen. Meiner Schätzung nach hätte ich längst den Ausgang aus dem Felsental erreicht haben müssen; hinter jeder Biegung erwartete ich, die Karawane zu sehen.

Endlich ward mir zur schrecklichen Gewißheit: ich hatte mich verirrt! In der Dunkelheit konnte ich nicht mehr zurück. Ich setzte mich auf einen Steinblock und dachte, mich gewaltsam zur Ruhe zwingend, über meine Lage nach. Der Vollmond mußte bald heraufkommen; in seinem Licht wollte ich versuchen, bis zu dem verhängnisvollen Kreuzungspunkte zurückzuwandern. Ermüdet lehnte ich mich an eine vor dem Wind geschützte Felswand.

Ich mußte längere Zeit im Halbschlaf verbracht haben, denn als ich die Augen öffnete, war die Schlucht vom Mondlicht erhellt. Das Pferd war fort; Hunger hatte es wohl davongetrieben.

Vergeblich trachtete ich einen Ausweg zu finden; immer neue Engpässe taten sich auf. Die Füße schmerzten; ich stürzte über lockeres Geröll. Über mir stiegen die Felswände hoch empor. Verzweifelnd rief ich den Namen des Freundes. Äffend klang von den Felswänden das Echo wider. Wellis! schrie und flüsterte es höhnisch von allen Seiten, aus den Tiefen und aus der Höhe. Hausten hinter diesen Steinen böse Geister, Dämonen, an die alle Menschen dieses Landes glaubten, Mächte,

die von Schamanen beschworen wurden? — Ich erschrak vor dem eigenen Schatten. Das bleiche Gesicht des Schamanen sah ich vor mir, meine Sinne waren überreizt; kalter Schweiß rieselte schauernd über den Rücken. Dämonen verhöhnten mich; bald klang es wie Gelächter oder spöttisches Drohen. Der Widerhall der eigenen Stimme schreckte mich; vom Geräusch eines unter meinen Füßen wegrollenden Steines, der zur Tiefe kollerte, erbebend, hastete ich taumelnd vorwärts; die Beine trugen mich kaum mehr; alle Sinne waren verwirrt. Was ich sah und hörte, war trügerisch und schreckhaft.

Wie lange ich damals noch zwischen den Felsen umherirrte, weiß ich nicht. Ich wähnte mich von Dämonen verfolgt. Triebartig, ohne zu ahnen wohin, eilte ich vorwärts. An einer dunklen Stelle eines Felsenpasses wollte ich eben auf einen im Mondlicht schimmernden Stein hinaustreten, da wuchs dicht vor mir ein mächtiger Kopf aus dem Boden. Heute noch glaube ich im Geiste die grausige Erscheinung zu sehen: über einem starken Kinn und breiten Lippen ragte eine kurze platte Nase hervor; die Augen schimmerten unheimlich im Schatten der bleichen Stirn. Erstarrt stand ich da. Kalte Schauer schüttelten meinen Körper. Schreiend brach ich zusammen. — Ich hatte den Dämon der Felsschlucht gesehen.

Als ich wieder zur Besinnung kam, stand Wellis neben mir. Später erzählte er dann, ich sei stundenlang in Fieberdelirien gelegen, von dem Gesicht des Schamanen und Geistern wirr und schreckhaft phantasierend.

Die Stelle, wo ich gestürzt war, lag dem Ausgang aus dem Felsenlabyrinth nahe. Einem Zufall war es zu danken, daß mich Wellis und Iwan, geführt von dem Tungusen, am nächsten Tag fanden. Der Tunguse wollte nicht mitgehen. Geschenke wies er zurück. Scharfe

Drohungen meines Freundes brachten ihn erst dahin, die Furcht vor dem Chattyja, dem Herrn des Felsenlabyrinths, zu überwinden.

Wäre ich in jener Nacht noch einige Schritte weitergegangen, so wäre ich in einen tiefen Abgrund gestürzt, den ich im ungewissen Licht und in der krankhaften Erregung meiner überreizten Sinne gewiß nicht bemerkt hätte.

Die Prophezeiung des Schamanen hatte sich erfüllt. Beim Schein des großen Lichtes — des Vollmonds — hatte ich die Erscheinung gesehen, die ihre Arme nach mir ausstreckte, denn hinter ihr gähnte der Abgrund, lauerte der Tod.

War dies alles nur ein Spukbild meiner Nerven, oder war mir der Geist des Gebirges erschienen, den der Schamane beschworen hatte? — Oder hielt ich in meinem verwirrten Zustand absonderlich gebildete Gesteinsmassen für das Gesicht eines dämonischen Wesens? — Ich weiß es nicht.

Kapselrätsel

Schau, wie es blüht,
liegt drin ein Lied;
mit einem Arm
fehlt's keiner Farm;
mit einem Ei
sei froh dabei!

Silbenrätsel

Früher zog, in Eins gekleidet,
mit der Zwei der Ritter aus;
kühn bestand er manchen Strauß,
ward gepriesen und beneidet.

Heute sieht man auf dem Worte
sitzen Mann und Frau und Kind,
und sie eilen wie der Wind
schnell dahin von Ort zu Orte.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Trommeln von Afrika

Roman von Lisa Barthel-Winkler (Fortsetzung)

Inhalt des Romans im ersten bis fünften Band

Doktor Amyntor kehrt von einer Afrikareise nach Deutschland zurück und sucht seine in Berlin wohnende Jugendfreundin Maya Brent auf. In seiner Gesellschaft befindet sich eine junge Araberin, Saida, die er aus der Sklaverei befreit hatte. Nach herzlicher Begrüßung erzählt Peter Amyntor von seinen Reiseerlebnissen. Plötzlich macht er den Vorschlag, Maya möge ihn auf einer neuen Afrikafahrt begleiten. Sein Ziel ist der Tempel der Göttin Assingeh. Um diese geht eine dunkle, uralte Sage. Zur Vollmondzeit im Wechsel der Jahreszeiten ertönt aus den Schluchten des afrikanischen Zentralgebirges ein dumpfes Trommeln. Assingeh, die geheimnisvolle Kriegs- und Rachegöttin, trommelt ihre erwählten Kämpfer aus den Gräbern, aus dem Wüstensand, wo ihre Gebeine bleichen, aus den Schluchten, wo sie der Speer des Feindes traf, aus den Massengräbern der europäischen Schlachtfelder ... Die Häuptlinge und Würdigen der Stämme brechen in dieser Nacht auf und folgen dem Ruf der Trommeln. Niemand weiß, wohin sie gehen, niemand weiß, woher sie kommen, wenn sie nach Tagen und Wochen wieder stumm und ernst am Feuer des Dorfes sitzen. Peter Amyntor hat das Bild der trommelnden Göttin, edelsteingeschmückt, von riesigen Ausmaßen, gesehen und will nun auf der neuen Expedition die Statue rauben, um sie einem Museum als Geschenk für die archäologische Sammlung zu überweisen. Die Erzählung verfehlt ihre Wirkung nicht. Maya kommt nicht zur Ruhe, sie will mehr über Assingeh hören, aber Peter hüllt sich in Schweigen. Sie entschließt sich zur Reise. Saida versteht die deutsche Sprache nicht, aber aus den Blicken Mayas und Peters erkennt sie, daß ihre Liebe, die sie mit ihrem Befreier verbindet, nicht erwidert wird, und stiller Haß keimt im Herzen der braunen Tochter der Wüste gegen das weiße Weib ihres Gebieters. Vier Wochen später sitzen Maya Brent, Peter Amyntor und Saida in Kairo und treffen die letzten Reisevorbereitungen. Die Fahrt auf dem Gazellenfluß beginnt, eifrig lernt Maya die arabische Sprache, langsam geht die Reise vonstatten. Endlich ist die letzte Station erreicht. Noch siebenhundert Kilometer trennen die Teilnehmer der Expedition vom Ziel, der trommelnden Göttin Assingeh. Saida wird eifersüchtig auf Maya Brent. Aber die Szene, die sie vor Peter Amyntor aufführt, macht auf ihn keinen Eindruck. Maya, die zugesehen hat, spöttelt ein wenig darüber mit Amyntor und entwischt dann ins Lager. — Langsam geht es vorwärts. Die Männer beobachten das arabische Mädchen und Peter. Alle stehen sie zu Saida. Mißtrauisch verfolgen sie, was vorgeht. Maya aber verbirgt ihre Neigung zu Peter, der sich immer mehr abschließt. In einer der nächsten Nächte will man das Gebiet der menschenfressenden Njam-Njam umgehen. Zwei Dinkas benutzen die Gelegenheit und laufen davon. Stromaufwärts geht dann die mühselige Fahrt, dem heiligen Berg der Göttin Assingeh entgegen. Endlich schlägt man ein Lager auf. In der Nacht hört Maya Brent seltsame, klopfende Töne. Sie weckt Peter, aber es war Täuschung, ein Naturlaut, aber nicht das Trommeln der Göttin. Wieder entlaufen drei Dinkas. Peter Amyntor stellt Mohammed Abdallah zur Rede und mahnt ihn, wachsamer zu sein. Als Amyntor sich entschließt, mit zwei Leuten und Maya den ersten Vorstoß in die Schlucht zu wagen, kehrt sich Saida, die mitgehen wollte, von Peter aber zurückgewiesen wurde, spöttisch lächelnd ab und zieht sich in ihr Zelt zurück. Sie sinnt auf Rache und bringt es fertig, die bei ihr zurückgelassenen Mitglieder der Expedition gegen Peter Amyntor aufzuwiegeln. Inzwischen ist Peter mit Maya und einigen Begleitern weitergezogen. In einer Felsenhöhle wird der letzte Aufenthalt genommen; am Abend brechen beide auf und lassen ihre Begleiter zurück. Näher und näher gelangt man ans Ziel, man hört die Trommeln der Assingeh und sieht die Krieger, gespenstisch vom Vollmond beleuchtet, daherkommen. Die beiden Europäer müssen halt machen, um sich nicht zu verraten. Saida

ist mit dem Rest der Leute aufgebrochen, sie erreichen die Felsenhöhle und gewinnen die dort Zurückgebliebenen für ihren Plan, Peter zu verderben und Maya sich anzueignen. Diese sind näher an eine Felsenspalte gekrochen und haben von hier Einblick in die Höhle der Assingeh und werden Zeuge des Kults, den man mit ihr treibt. Was sich dabei abspielt, macht auf beide den tiefsten Eindruck und schlägt sie in geheimnisvolle Bande. Plötzlich packt Peter die Hand seiner Gefährtin und reißt Maya mit sich fort zur Flucht. Irgend ein Ereignis ist eingetreten und zwingt die Europäer, schleunigst den Platz zu verlassen, verfolgt von dem dröhnenden Trommeln der Göttin Assingeh. Keuchend vor Anstrengung erreichen die beiden das Lager in der Felsenhöhle. Ermattet sinkt Maya in Schlaf, während Peter nicht einschlafen kann. Er erhebt sich vom Lager und geht nochmals in die Schlucht. Inzwischen lauern die Verräter auf den günstigsten Moment für die geplante Tat. Da erwacht in Saida doch die Liebe zu Peter, und sie eilt davon, um ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen. Inzwischen überfällt man Maya, fesselt sie und schleppt sie, in einen Burnus gehüllt, fort. Unterwegs findet sie ihre Ruhe wieder, und es gelingt ihr, nachdem man sie von den Fesseln befreit hat, die Abu Zeirs zu überlisten und sich in den Besitz der Waffen zu setzen. Nachdem sie gegen die Übermacht gerüstet ist, verlangt sie, in das Lager zurückgeführt zu werden. Da erbebt die Erde, Gewitter mit Hagel und Regen entlädt sich. Als Maya, die durch diese Unwetterkatastrophe das Bewußtsein verlor, wieder zu sich kommt, ist es Morgen geworden. Allmählich kehrt ihr die Erinnerung wieder; tatkräftig geht sie daran, das Lager wieder aufzusuchen. Jedoch alles hat sich verändert, Felsblöcke lösten sich und lagen jetzt in der Schlucht, unter ihnen die zerschmetterten Leichen der beiden Abu Zeirs. Der Fluß ist durch Regen angeschwollen und hat auch zum Teil seinen Lauf verändert, so daß Maya keinen Ausweg findet und wie ein gefangenes Tier in der Falle sitzt. — Saida hat inzwischen mit ansehen müssen, wie Peter Amyntor von den Schwarzen überwältigt und fortgeschleppt wird; sie schleicht ihnen nach, um zu sehen, wie sie ihn retten kann. Maya Brent befindet sich in einer verzweifelten Lage. Überall ist ihr der Ausweg versperrt, dazu die glühende Hitze der afrikanischen Tropensonne. Sie versucht, den Fluß schwimmend zu durchqueren; auch dies mißlingt. Dem Wahnsinn nahe wankt sie dem Urwald zu. Mühselig kämpft sie sich durch das dichte Unterholz, findet einige eßbare Knollen, die sie gierig verschlingt; dann sinkt sie, völlig ermattet, in Schlaf.

*

Saida

Saida hockte noch immer hinter den Büschen am Dorf Om Kais. Ihr Hirnchen arbeitete mit ungewohnter Anstrengung. Der Effendi war gefangen und mußte befreit werden: das war alles, was sie begriff. Als der Abend kam, schlich sie um das Dorf und stahl sich zum Dörren ausgehängtes Fleisch und Früchte.

Am Nachmittag und Abend dröhnten die Trommeln vom Beratungsplatz und aus dem Männerhaus. Saida, vorsichtig wie ein Luchs, beobachtete die fremden Krieger, die einzeln kamen und stundenlang im Männerhaus

blieben, aus dem dann und wann Lärm erschallte. Das galt den Gefangenen. Ihrer einfachen Seele widerstrebte es nicht allzusehr, daß die Abu Zeirs und die Dinkas zu Opfern wurden. Die Njam-Njam fraßen eben Menschen — und es war diesen Männern von Allah bestimmt, gefressen zu werden ...

Wenn sie aber an den Effendi dachte, dann ballte sie die kleinen Fäuste. Der Effendi war ein Franke und ein Held — sie liebte ihn.

Als der Mond aufging, dröhnten wieder die Trommeln; alles, was es an Männern gab im Dorf der Njam-Njam und in den benachbarten andern Dörfern, versammelte sich mit den zweihundert Gästen vor dem Beratungshaus. Es wimmelte im Mondschein von schwarzen Leibern — hochgewachsenen, breitschultrigen, dicken, hageren und zwerghaften Kriegern; stolzgebuschtes Wollhaar sah sie, geflochtene Zöpfe, Schmuck, Tierfelle, Straußenfedern. Und Waffen, Waffen, Waffen. Ein unbeschreiblicher Lärm gellte auf und erfüllte die Luft. Die Weiber hockten abseits bei den Feuern und kochten und schwatzten und schnatterten; die Kinder schliefen oder lärmten, heulten und fraßen; doch an die beratenden Männer wagten sie sich nicht.

Saida schlich noch näher an die Hütte heran. Hinter zwei großen Bäumen versteckt, die sich mit tiefen Kronen aus dem im Regen schnell aufgesprossenen Steppengras hoben, vermochte sie die Vorgänge gut zu verfolgen.

Jetzt schleppte man die gefesselten Abu Zeirs und Dinkas aus ihren Hütten heran, zuerst Mohammed Abdallah, dann vier seiner Leute, die sie zu erkennen vermochte; einige trugen entstellende Wunden, die anderen mußten am Kampf beim Engpaß umgekommen sein; auch Ibrahim Twefik und Hassan ben Dawud fehl-

ten. Die Dinkas bestanden nur noch aus etwa zwanzig Mann.

Nach langen Reden teilte man die Gefangenen. Je zwei und zwei wurden den Abgesandten verschiedener Stämme übergeben. Mohammed Abdallah fiel in die Hände der kleinen Akkas mit den grimmigen Kindsköpfen. Man band ihn auf eine Art Bahre, roh aus Ästen zusammengeflochten, und stellte ihn damit auf die Füße an den Eingang des Beratungshauses. Wahrscheinlich hatte man mit ihm, als dem Führer der verhaßten Araber, noch etwas Besonderes vor.

Noch immer hockten die Männer in dreifachem Kreis. Man wartete. Nun wurden wieder die Trommeln geschlagen. Die Kreise öffneten sich, und Om Kai trat auf den freien Platz in der Mitte. Fast hätte Saida laut aufgeschrien und sich verraten: das war der Effendi, den sie nun herbeischleppten!

Peter Amyntor ging ruhig, auf ungefesselten Füßen, die Hände auf den Rücken gebunden, aufrecht durch die Kriegerschar, bis er vor Om Kai stand. Hinter ihm schritten zwei nackte Njam-Njam; sie hielten einen Strick, dessen Schlinge sich um den Hals des Effendis legte.

Der Bjän schrie ihn an; aber weder das noch die Antwort des Effendis konnte sie verstehen. Om Kai klatschte die Rechte auf seinen Schenkel; Saida wußte, das bedeutete Gift, Galle und Verachtung. Dann legte er die Fingerspitzen der Linken an die Kehle und spie den Effendi an. Das hieß: Schmutz unter meinen Sohlen! Aber da senkte der Effendi den Kopf wie ein Stier und stieß ihn Om Kai mit solcher Wucht vor den Magen, daß er das Gleichgewicht verlor, auf den Rücken dumpf aufschlug und beide Beine in die Luft streckte.

Schreiend sprangen die Männer im Kreise auf und

schwenkten ihre Waffen; doch keiner näherte sich dem Effendi, denn der Platz in der Mitte durfte bei Beratungen nur vom Häuptling betreten werden.

Saida hob sich auf die Zehenspitzen. Mordete man ihn jetzt? Sie sah, wie Om Kai wieder auf den Füßen stand und die gespreizten Finger gegen ihren Effendi ausstreckte, und sie erinnerte sich, wie der rohe Bjän schon damals eine tiefe Scheu vor den hellen Augen des „Vaters der Farben" besaß und ihm nie gerade ins Gesicht zu sehen vermochte.

Er wandte den Kopf und brüllte etwas. Es klang wie „Rrrewwah!", und Saida kannte es nicht; vielleicht hieß es „schlachten" — und da zogen schon die beiden Njam-Njam den Effendi am Halsstrick zu Boden —

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr tat Saida etwas ganz Dummes, tat es ganz gegen ihren Willen, gegen ihren eigenen kleinen, kindlichen Plan, nach dem sie ihn heimlich nachts hatte retten wollen: sie rannte über die Lücke zwischen Hütten, Zelten und Beratungsplatz, stieß einige überraschte Krieger zur Seite, schlüpfte in die Mitte des Kreises und stand keuchend vor Om Kai.

„Du!" schrie sie ihn an. „Laß den Effendi los! — Hier hast du mich! Ich werde in deinem Haus wohnen und dein Weib sein!"

Om Kai stand noch immer abgewandt und mit gespreizten Händen. Da bückte sich Saida zu dem Effendi und löste den Strick, der seine Kehle einschnürte.

„Pter!"

Überrascht sah er sie an.

„Sai ..." stotterte er. Und dann: „Rette dich! Schnell!"

Erst jetzt kam ihr zu Bewußtsein, welch eine Dummheit sie begangen hatte. Sie blickte den Effendi kläglich an.

„Fort!" brüllte Peter.

Endlich kam Om Kai zur Vernunft. Aber Saida, behend wie eine Wildkatze, bückte sich schnell, raffte ein paar Hände Sand auf, warf sie Om Kai und den nächsten Kriegern in die Augen, duckte sich und schlüpfte unter den Händen der Geblendeten weg, biß in nach ihr tappende Finger, schlug und stieß um sich, riß von einem Feuer ein brennendes Scheit, flitzte mit dieser Waffe an der Schar vorbei und schleuderte sie schließlich dem letzten ihrer Verfolger an den Kopf. Dann war sie spurlos im Dunkeln verschwunden.

Wütend spritzten die Krieger auseinander; selbst die Weiber beteiligten sich an der Suche, aber niemand fand auch nur die geringste Spur. Saida war wie vom Nichts aufgeschluckt.

„Assingeh wird sie uns an den Spieß geben!" geiferte Om Kai durch seine spitzgefeilten Zähne. „Wir werden sie fangen mit der Morgensonne! — Wattah!" Er schlug sich klatschend auf die Schenkel. „Sie ist ein böser Geist. Wir werden ihn morgen mit dem weißen Zauberer fressen! — Rawwe!"

Er trat einen Trommler in die Seite. Gehorsam griff der Mann zu den Hölzern, die an seinem Hüftriemen baumelten.

Wieder dröhnte es durch die Nacht, hinaus in die öde, wellige Steppe nach Westen und Süden, und hinauf zu den schwarzen Bergen im Norden und Osten.

Trommeln, trommeln, trommeln.

Eine Antwort kam, daß allen tapferen Männern das Blut zu Eis gefror: majestätisch, gewaltig rollte sie aus der Ferne daher wie eine Kampfansage an alles, was Menschenantlitz trug — der Löwe begann seinen nächtlichen Streifzug um die schwarzen Dörfer, um

einen Hammel zu erwischen oder eine Antilope zu schlagen.

Rrrraad ...

Om Kai lachte böse und spie sich auf die kurzen Fingernägel.

„Der Bakki mit dem dicken Kopf wird sie fressen! — Rawwe!“

Die beiden nackten Njam-Njam legten Peter Amyntor wieder den Strick um den Hals und führten ihn zurück in seine Hütte.

Rings flammten Feuer auf, im weiten Kreis um das Dorf, bis zwei Stunden nach Mitternacht — der große Würger haßt die lodernden Flammen.

Dann leuchtete der Mond über Gebirg und Steppe und über die schlummernden Dörfer der Njam-Njam.

Tiefster Friede im Herzen von Afrika.

Saida war wie eine Gazelle davongejagt. Atemlos hockte sie sich im hohen Ufergras eines Baches nieder.

Eine riesige Dummheit war das gewesen! Nun würden die Augen der Njam-Njam offen sein, und es würde ihr gewiß nicht gelingen, den Effendi in seiner Hütte aufzusuchen und ihm die Fesseln durchzubeißen — wie damals. Sie schluchzte in sich hinein, feind mit sich selber, und schüttelte drohend die kleinen Fäuste zu Om Kai hinüber.

Trommeln, trommeln, trommeln.

„Verfluchter Om Kai!“

Saida wußte, was sie jetzt drüben in dem Njam-Njam-Dorf trommelten: es war die Nachricht in die Dörfer der Umgebung, daß ein Weib des Bjän entflohen war, und die Aufforderung an alle, es zu jagen und zurückzubringen.

Trommeln, trommeln, trommeln.

Und von den Rändern der Steppe scholl die Antwort: drei hohe und drei tiefe Wirbel.

Man hatte verstanden. Man würde das Weib hetzen und heimbringen.

Wrrri wrrri wrrri.

Wrrru wrrru wrrru.

Bis der große, ungekrönte König des Landes seine königliche Stimme erhob und jeden Menschenlaut in wartender Furcht erstickte.

Rrrraad ...

Auch Saida wurde ganz klein. Noch tiefer kauerte sie sich in das Zweimetergras. Die Schauer afrikanischer Einsamkeit schüttelten die kleine Seele. In Südwest hatte die Stimme des Mächtigen gegrollt — sie würde nach Nordost schleichen ... Und wenn auch dieser große Mähnige nie einen Menschen schlug, nie einen geschlagen hatte — sie wußte es von Pter, o Pter! — besser war es doch, ihm nicht über den Hungerweg zu laufen.

Nach einer Weile erhob sie sich und trottete in die Steppe hinein. Hinter ihr verschwanden bald die letzten Hütten, die wie klobige Zuckerhüte schwarz gegen den blausilbernen Himmel standen; nur das Gebirge der Göttin Assingeh wuchtete steil und schwer im Mondschein. Saida warf sich flach ins Gras und schluchzte. Sie war müde, so müde. Ja, sie wollte dem Effendi helfen; aber sie wußte keinen Rat. Nur schlafen mochte sie — schlafen ...

Oh, Allah, sie mußte doch dem Effendi ...

Und sie schlief ein.

Peter Amyntor lag wach in seiner Hütte und wartete, fieberhaft gespannt. Saida war dagewesen, Saida war

wieder entkommen. Und Maya? War auch sie in der Nähe? Hatte sie Rettung herbeigeführt?

Nichts regte sich. Er legte sich flach neben den Baumstumpf und preßte das Ohr auf den Boden. Alles blieb tot und stumm; nur der unregelmäßige Schritt der Wachen und fremde Worte, die sie schläfrig tauschten, waren um seine Hütte.

Stunde um Stunde verrann.

Nichts — nichts.

Aus grauem Gewölk schob sich erster Morgenschimmer. Zusammengekauert, ein müdes Kind, lag Saida auf hartem Steppengras und schlief. Sie schlief so fest, daß sie nicht das dumpfe Getrappel hörte, das von Norden her über die Steppe tönte, so fest, daß sie nichts von der Männerschar vernahm, die sich gegen das erste Licht schwarz und stattlich abhob.

Voran ein schnauzbärtiger Sergeant mit zwölf Tommies, britischen Soldaten, die in heißer Sudansonne der „Glory" Englands dienten, indem sie sich in Fort Kodjaleh mit schwarzen Kameraden, schwarzen Weibern und schwarzen Flöhen herumschlugen und sie besiegten, wo sie sie fanden. It's a very glorious Nation, merry Old-England.

Ihnen folgten zwei Gentlemen; man erkannte es schon an dem räumlichen Abstand zwischen ihnen, dem Vortrupp und dem Nachtrupp. Der eine trug die englische Majorsuniform, der andere, jüngere, den Kakhianzug mit dem Tropenhelm, die übliche Kleidung des afrikanischen Reisenden: Sir Roger Norris und Monsieur de Vernon, der Sohn und Erbe der reichsten französischen Parfümfabrik. Den beiden folgten noch zwei englische Leutnante und eine Kompanie schwarzer Asaker.

An der Seite Vernons trabte mit hängender Zunge ein schwerer Molosserhund.

Dschinn, der Hund, sog schnüffelnd die Luft ein, gab kurz Laut und verschwand.

„Dschinn! — En avant!" rief Vernon und pfiff.

Aber Dschinn gehorchte nicht. Er blieb abseits der Karawanenstraße. Man sah es an den wedelnden Grasspitzen, wohin er lief. Nun hielt er und winselte leise und vorsichtig.

„Er hat etwas, Monsieur de Vernon," meinte Sir Roger. Er hob die Hand. „Stopp!"

Der Trupp hielt. Es war die alljährliche zweite Asakerstreife vom Fort Kodjaleh. Gewöhnlich endete sie jenseits des Gebirges; jetzt aber wußte Major Norris aus dem Brief seines sehr geschätzten Freundes, des Tiermalers Amyntor, daß er — nonsense! — mit einer weißen Lady vorgestoßen war bis in diese dunkle Gegend. Und auch der Vicomte de Vernon erwartete die Rückkehr seines Freundes Marquis Arnaud, der auf Hochwildjagd von Tambura aufgebrochen und noch nicht heimgekehrt war. Das waren zwei Gründe, auch für die Bürokraten im Londoner Foreign Office triftig genug, endlich einmal in dieses vertrackte Grenzgebiet einzudringen und einige Aufregungen zu suchen und zu finden. Man versauerte ja in diesem gräßlichen Kodjaleh! Auch sollte diese Lady ein real bird of paradise sein, so ein richtiger Paradiesvogel — und so etwas verfliegt sich selten nach dem Herzen Afrikas ...

So war denn Major Norris aufgebrochen, froh, dem geisttötenden Gamaschendienst Kodjalehs für einige Wochen zu entrinnen, hatte das unvermeidliche Geschütz mit Bespannung und Kamelen, mit Bedienung und Infanterie am Nordfuß des Gebirges in befestigtem

Lager zurückgelassen und war nun zu Fuß nach Süden vorgestoßen, mitten in das kaum bekannte Gebiet des Völkermischmaschs, bequemlich genannt: Njam-Njam.

Der Vicomte Henri de Vernon drang dem Winseln des Hundes nach.

„Vorsichtig!" warnte Norris. „Man weiß hier in diesem verteufelten Land nie, ob man nicht in irgend eine heimtückische Falle gerät."

Vernon hörte nicht auf ihn. Sir Roger lockerte seine Pistolen. Er folgte seinem Gast. Die Streife hielt wartend an einem Hügel.

Mit einem Ruf der Überraschung stand Vicomte de Vernon und wies, zu Major Norris zurückgewandt, ins hohe Gras. Tierhaft unbefangen lag ein Mädchen in tiefem Schlaf; zusammengekauert, die wirren Haare um den Kopf gebauscht, das Kleid zerrissen, die Füße hochgezogen. Die schwarzen Wimpern malten sich auf den rosigen Wangen.

„Ein Kind — ein Mädchen — eine Araberin!" sagte der Major.

Die ungewohnten Menschenstimmen schienen bis zum Ohr der Schläferin vorzudringen. Sie zuckte zusammen; ihr regelmäßiger Atem hörte auf. Schlaftrunken richtete sie sich hoch und griff in die Luft, als wolle sie sich irgendwo festhalten. Dann öffnete sie erschrocken die Augen.

„Der Effendi!" murmelte sie.

Nun ganz bei Bewußtsein, starrte sie die beiden Männer an.

„Keine Angst," sagte Sir Roger in verständlichem, wenn auch englisch betontem Arabisch. „Wir tun dir nichts."

In Saidas beweglichem Gesichtchen wechselte Angst mit frohem Erstaunen. Franken, Weiße wie der Effendi!

„Lob, Preis und Dank sei Allah!“ sprudelte sie hastig, noch immer auf den Knien, heraus und hob die Hände zu dem Major. „Er hat euch gesandt, daß ihr meinen Effendi rettet!“

„Langsam, langsam, Mylady!“

Major Norris hob ihr mit breitem Lachen abwehrend die Linke entgegen.

„Dein Kauderwelsch ist etwas unverdaulich für einen britischen Gentleman. Noch einmal: was willst du? — Deutlich und ruhig.“

Saida verstand, hob sich manierlich auf die Füße, strich das wirre Haar aus dem Gesicht, zupfte vor den erstaunten Blicken der Männer ihren europäischen Rock über Knie und Strümpfe und zierte sich ein wenig.

„Antwort!“ drängte der Major.

„Ihr müßt meinen Effendi befreien,“ sagte Saida jetzt klar und genau, „sonst fressen ihn die Njam-Njam.“

„Was will sie? — Wer ist sie?“ fragte Vicomte Vernon.

„Sie verlangt, wir sollen ihren Effendi befreien, den die Sandeh oder Njam-Njam fressen wollen. — Ja, fressen. — Wir werden gleich wissen, woran wir sind. — Also, Kleine, komm einmal näher und antworte hübsch auf alle meine Fragen.“

Gehorsam trat Saida an den hochgewachsenen Major heran und blickte vertrauensvoll, fast zärtlich zu ihm auf.

„Du bist ein weißer Effendi, du wirst meinen Effendi nicht im Stich lassen. — Frage mich.“

„Wer bist du?“

„Saida. Ich bin die Freundin des weißen Effendi, der mit den Abu Zeirs und den Dinkas in die Berge gegangen ist,“ erklärte sie.

Sir Roger Norris horchte auf.

„Dinkas? — Warte einmal.“

Er rief seiner Truppe einen Befehl zu. Neun Schwarze kamen heran, und Saida stieß einen Schrei aus. Sie streckte ihnen beide Hände entgegen und wandte sich wieder an den Major.

„Der Effendi hat diese dort nach dem Fort Kodjaleh zurückgesandt," erklärte sie aufgeregt. „Die schwarzen Hunde haben seinem Befehl nicht gehorcht —"

„Beruhige dich nur, kleines Mädchen. Ich habe den Brief deines Effendi erhalten. Und nun erzähle mir: was ist los?"

„Bist du der Soldateneffendi vom Fort Kodjaleh? Ma—jor Nor—ris?" buchstabierte sie mühsam.

„Der bin ich."

Saida jauchzte auf und fiel nach der Gewohnheit ihres Vaters auf die Knie, legte die Hände an die Ohrläppchen, neigte sich nach Mekka und rief laut die Worte der vierunddreißigsten Sure des Korans: „Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen! Das Lob sei Allah, des alles in den Himmeln und auf Erden ist; und ihm sei das Lob im Jenseits, und er ist der Weise, der Kundige! — Er weiß, was in die Erde eingeht und was aus ihr hervorkommt, und was vom Himmel herniederkommt und in ihn emporsteigt; und er ist der Barmherzige und der Verzeihende!"

Dann schnellte sie auf und brach in einen Schwall von Worten aus, den sie noch einmal fein säuberlich und ruhig wiederholen mußte, ehe der Soldateneffendi die Hälfte begriff.

Sir Roger schnitt ihr endlich die ununterbrochen fließende Rede ab.

„Mir scheint, Monsieur Vicomte, wir werden vor Ihrer Löwenjagd noch eine Menschenjagd erleben. Amyntor, der mich damals besuchte und von dem ich

Ihnen erzählte — dessen Elefanten- und Nilbild Sie bei mir auf dem Fort bewundert haben —, ist aus künstlerischen oder wissenschaftlichen Gründen, ich werde nicht recht klug daraus, in das Gebirge vorgedrungen und von den Njam-Njam gefangengenommen worden. Übrigens erzählte die Kleine, eine Begleiterin dieses Deutschen, daß hier ein Erdbeben stattgefunden haben soll; aber es kann nur geringfügig gewesen sein, wenn wir die paar Meilen weiter nördlich nichts davon gemerkt haben."

„Und was gedenken Sie zu tun?"

„Nun, selbst wenn Ihr Marquis Arnaud heute schon auf dem Fort eintrifft, dann mag er noch einen oder zwei Tage länger warten — ich habe die Absicht, das Dorf, in dem Amyntor gefangen ist, zu umstellen und ihn herauszupicken."

„Ich halte mit," erklärte Vernon.

„All right." — Er wandte sich zu Saida. — „Los, Saida! — Wir besuchen den Häuptling Om Kai und nehmen ihm deinen Effendi! Om Kai soll sich ein anderes Frühstück schlachten!"

Nur Saidas Glutaugen antworteten.

Fünf Minuten später verschwand die Truppe wie eine lange Schlange zwischen den Hügeln, Büschen und Gräsern der Steppe. An der Spitze trippelte Saida, Feuer und Flamme, in der persönlichen Obhut des alten bärbeißigen Sergeanten O'Bryan.

„Pter"

Peter Amyntor lag schlaff ausgestreckt in seiner Hütte. Mit dem ersten Morgengrauen hatte er die ungeheure Spannung, das zermürbende, tatenlose Warten auf Hilfe von außen, abgeschüttelt. Nichts war geschehen

im Dunkel der Nacht — nun mochte kommen, was da wollte. Jedenfalls war ihm eine Frist geworden bis zum nächsten Abend, denn die Njam-Njam hielten an ihren überlieferten Gebräuchen zäh fest, verzehrten Menschenfleisch, als ein besonders feines Gericht, nur in den sieben Tagen vor und den sieben Tagen nach Vollmond und auch dann nicht vor Sonnenuntergang.

Das war an sich ein erfreuliches Küchengesetz, und wer wußte, ob diese geheiligte Bestimmung ihm nicht die Zeit zur Rettung verschaffte? — Bei dieser Überlegung fand Peter Amyntor sogar ein Lächeln: noch am Bratspieß pflanzte er, seinem rheinischen und immer zuversichtlichen Wesen getreu, die Flagge der Hoffnung auf. —

Nun drangen die ersten Lichtstrahlen durch die breiten Ritzen zwischen Reisigdach und Wand in sein Gefängnis. Er sog sie in sich ein; Licht gab, gleich geheimnisvollem Zustrom aus anderen Welten, Kraft gegen äußere und innere Finsternisse. Ganz klar überlegte er sich: Saidas täppisches Dazwischenkommen hatte, so dumm es auch war, ihn gestern vor dem Tod gerettet. Wäre den Njam-Njam ihre Anwesenheit nicht kund geworden und damit die Besorgnis vor lauernden Feinden aufgestiegen, so läge er jetzt längst diesen unheimlichen Assingehanbetern in des Wortes krassester Bedeutung schwer im Magen.

Oh, er kannte seinen Freund Om Kai.

Wahrhaftig, Peter Amyntor war bei guter Laune! Er horchte in sein Innerstes hinab, aber er fand nichts von Sorge oder Furcht. Seitdem er Saida lebendig und in ihrer kecken Frechheit gesehen, war die nagende Angst um das ungewisse Geschick Mayas verschwunden — wo Saida war, konnte Maya nicht fern sein.

Maya!

Zauberwort der unerforschlichen, eigensüchtig-selbst-

losen, süßen Liebe: Du wirkst hier in der schmutzigen Gefangenenhütte der mittelafrikanischen Menschenfresser genau so wie im Schatten des rheinischen Domes! Unfaßbar wohlig rann es ihm durch die halblahmen Glieder: Maya! Er fühlte ihre weichen Schultern zwischen seinen Armen, ihre gewährenden Lippen auf den seinen; karger, enger Fels und doch ins himmlisch Unendliche geweitet durch die einzig Eine: Maya!

Heißes Bedürfnis ward es ihm, niederzuknien in dieser erbärmlichen Hütte und in inbrünstiger Andacht an die reine Frau zu denken, um derentwillen er hier in Fesseln lag: Maya! Unrast war seine ganze Mannesjugend gewesen, bis — ja, bis zu dem jauchzenden Rausch in hartem Felswinkel, bis zu dem Augenblick, da Mayas Mund, verschlossen von dem eigenen, ihm ihre Liebe gestand. Unrast alles; Ruhe und hohes Ziel nur sie: Maya. Und wie ein Königsohn, der auszieht, um seiner Geliebten stolze Reiche unter die Füße zu breiten, so war er ausgezogen, ihr, der Vergötterten, eine hohe Morgengabe zu bringen: den Doppelruhm als Künstler und kühner Forscher zugleich.

Ja, deshalb lag er hier, an Händen und Füßen gebunden, und in der Nase alle Wohlgerüche der harmlosen Njam-Njam.

Mühsam drehte er sich auf die andere Seite und dachte an die zarten Düfte von Kölnischwasser, die immer, auch in der Wildnis, Maya in eine unsichtbare Wolke hüllten.

Es gelang nicht. Er knirschte mit den Zähnen. Hatte er nicht — in höherem Sinn — recht getan mit der Absicht, diesen stumpfen Fanatikern die Assingeh zu entreißen? Sie waren nicht reif für diese Kunst. Sie beschmutzten sie mit ihren niedrigen Mordinstinkten.

Vielleicht erlebten diese Menschen das Assingehwunder schon seit Jahrhunderten, ohne es zu begreifen — wer weiß: vielleicht seit Jahrtausenden. Im Lauf der Zeit mochte sich der Kult gewandelt, die Bedeutung der Assingeh geändert haben. Klar war, daß sie heute, Jahre nach dem ersten Weltkrieg, von den Söhnen der schwarzen Welt als Symbol des Krieges gegen die weiße Rasse galt. Einige wenige, die den Boden Europas betreten haben mochten in dem gewaltigen Ringen, hatten die aufpeitschende Lehre von der Besiegbarkeit der Weißen mitgebracht; einige wenige sammelten, getrieben von heißem Blut, nur halbwissend, aber mit gefährlicher Zähigkeit und Stoßkraft, die Masse ihrer Völker zum Sturm. Jahrzehnte noch, ein Jahrhundert — was galt es im Leben eines Erdteils? — dann mochte die kurzsichtige Gier, der Kainhaß lichthäutiger Bruderstämme untereinander, die schwarze Krieger gegen weiße Männer und Frauen losgelassen, sich auf entsetzliche und vernichtende Weise rächen. —

Draußen im Dorf regte sich's. Trommeln klang, einfaches Ruftrommeln.

To—gu.

Bo—tu—go.

Gu—bu.

Die Namen der Krieger wurden ins Morgengrauen getrommelt. Saida! blitzte es ihm durchs Hirn. Sie mochte noch nicht gefunden worden sein, und Om Kai trommelte die Krieger zusammen zu neuer Suche. Er wußte, wie fein die Schwarzen Spuren lasen — und abermals bemächtigte sich seiner eine große Unruhe.

Was dann, wenn Maya und Saida zusammen irgend ein Versteck gesucht hatten? Wo sollten sich die beiden Frauen aufhalten, wenn nicht irgendwo in der Nähe

des Dorfes? Was wurde ihr Schicksal, wenn sie in die Hände dieser Menschentiere fielen?

Maya, seine feine, stolze Maya ...

Er bäumte sich in den Fesseln; er zerrte, er riß, er drehte und wand sich, bis Blut aus den mißhandelten Gelenken spritzte. Erschöpft sank er zurück. Und mit der körperlichen Erschlaffung beruhigte sich auch der Angst-sturm seiner Liebe. Das hammerharte Pochen des Her-zens wich. Unbegründet überkam ihn eine tiefe Zu-versicht. Es konnte ja gar nicht sein; seine Maya würde nie diesem Schicksal verfallen. Er dachte an sie mit aller Kraft, mit aller Stärke. Er sandte Gedankenströme nach ihr aus, scharf und immer schärfer. Auch das war eine Übung aus ihrer Jünglings- und Mädchenzeit: zu irgendwelcher willkürlichen Stunde Gedanken auszu-senden zu dem andern — und oft hatte des andern immer gleichgestimmte Seele die Grüße aus den Äther-wellen empfangen. Meist waren das die unmeßbar klei-nen Anregungen geworden zu freundschaftlichen Zeilen, zu Treffs, zu beruhigendem Einfluß in wichtigen oder erregten Stunden.

Peter Amyntor lag mit gebundenen Händen und Füßen auf dem Boden neben dem Baumstumpf, ein armer Gefangener; aber seine Seele war frei, und er sandte heiße Wellen der Zärtlichkeit aus, um den Weg zu ihr zu suchen. Mußte sie nicht, wo sie auch weilte, diesen Trost, diese Wärme, diesen Ruf der Liebe empfin-den? Wie sie immer, solange sie sich kannten, seit ihrer Kindheit schon, die gleichen Seelenwege gegangen, den gleichen Sternenflug genommen — mußten nicht auch in dieser höchsten Not die Flammen ihrer Liebe wie gütige Lotsenzeichen in ihren Herzen brennen?

Sah er sie nicht, Maya Brent, die Geliebte, die König-

liche, die Stolze? Mädchenhaft scheu und weich, die Wangen purpurn, die Lider gesenkt, um das sonnige Strahlen der Augen zu bergen, so stand sie auf der gemeinsamen Schwelle, Hüterin des Heims, Herrin des Herdes. Maya, die Unbesiegliche, Dienerin am gemeinsamen Glück ...

Peter Amyntor lag in der Gefangenenhütte und wälzte sich stöhnend im Schmutz. Mit blutenden Handgelenken, hungernd, dürstend, hitzegequält, so löste er seine Liebe von den Minderwertigkeiten der Erde und hob sie in das Reich seines Innern.

„Halt!"

Major Norris hob die Hand.

In vorgeschichtlichen Naturkatastrophen hingeschleuderte oder vom jüngsten Hochwasser mitgeschwemmte Felsbrocken bauten sich da und dort zwischen sattblätterigen Gewächsen in bebuschtem Gelände auf.

Die Leute gaben den Befehl durch bis zur letzten Gruppe.

Vorsichtig gedeckt schoben sich der Major und der Vicomte aus der Geländefalte, in der bisher marschiert worden war, hinter einen Felsblock auf dem Hügelrücken zur linken Hand. Als erfahrener Kolonialkrieger hatte Norris die Spur Saidas weitab jenseits des Hügels liegen lassen und seine Truppe auf einem Bogen in die Nähe des Dorfes gebracht.

„Ah, Vicomte," sagte er jetzt, das Glas vor den Augen. „Habe richtig gerechnet. Da sitzen die schwarzen Burschen auf der Fährte der Kleinen! — Netter Käfer, was? — Sehen Sie, da sind die Kerls hinterher wie die Fliegen am Zucker. Werden ihnen den Spaß schon versalzen!"

Vernon schüttelte den Kopf.

„Zehn — fünfzehn — zwanzig Krieger hinter einem einzigen Mädel? — Das scheint mir verdächtig."

„Nonsense! — In Ihrem Paris laufen noch mehr hinter einer Schürze her! — Und dort ist's nicht so gefährlich wie hier. — Die black gents ziehen immer in Rudeln. Auch müssen sie einen Hinterhalt fürchten. Und drittens ist diese kleine Hexe verteufelt hübsch und sticht dem Genießer Om Kai mächtig in die Nase. — Sie haben's ja von ihr gehört!"

„Was wollen Sie mit denen da tun, Sir?"

Er wies auf die schwarzen Verfolger.

„Laufen lassen," sagte der Major achselzuckend. „Werden genug zu tun haben, das Nest einzuschließen und den Om Kai nicht entwischen zu lassen. Auf den kommt's an. Das Dorf ohne Om Kai ist ein Bandwurm ohne Kopf. Wächst immer wieder nach. — Wollen uns sputen, ehe der Galgenvogel Witterung kriegt!"

Ein Winseln des Molosserhundes antwortete.

Hinter Sir Roger Norris kauerte Saida und streichelte seine Gamaschen wie ein ungehorsames Äffchen, das durch Schöntun Verzeihung ergattern will.

Der Major runzelte ärgerlich die Stirn.

„Werde dem O'Bryan die Ohren langziehen, wenn er dich so herumlaufen läßt! — Wir sind hier kein Mädchenpensionat!"

Schmeichelnd legte Saida eine Wange an seine Hand und blickte durch einen Spalt in dem Felsbrocken hinaus. Erschrecken malte sich auf ihren lebhaften Mienen.

„Effendi," flüsterte sie, „da ist er — o Allah, da ist er!"

„Fort! — Vicomte, beg your pardon ..."

„Effendi —" Die Zähne klapperten Saida fast vor Angst. „Der Große dort — der Große — Om Kai!"

Unwillkürlich hob Sir Roger wieder das Glas, ließ es aber auf halbem Weg sinken.

„Rede nicht, Mädel, wie willst du auf diese Entfernung" — doch, als besänne er sich eines Besseren, brach er ab und hielt Saida das Glas hin — „da, nimm das und sieh durch, du kleine Katze!"

Gierig griff sie danach; sie kannte den Gebrauch aus Peters Anweisung. Mit finster zusammengezogenen Brauen betrachtete der Major das zierliche Persönchen in seinem zerfetzten europäischen Rock. Wenn es wahr war, daß da drüben am Bachrand der gefürchtete Om Kai mit seinen Kriegern schlich, dann vereinfachte sich das gefährliche Unternehmen bedeutend. Drüben, jenseits des Baches, zog sich Sumpf; dorthin vermochte er nicht zu entweichen; diesseits konnte man ihm mit zwei Dutzend Asakern am Ende des Hügelkammes den Weg verlegen und hinter ihm mit dem Rest die Falle schließen. Eine verteufelt gute Gelegenheit, diesen Om Kai zu erwischen und eine Beförderung dazu; im andern Fall versäumte man schließlich eine wertvolle halbe Stunde, machte mit Büchsengeknatter und Hussa das Dorf unnötig aufmerksam und hatte — er kannte diese verschlagenen Schwarzen — das Nachsehen.

„Nun?" knurrte er.

„Er ist es," flüsterte sie erregt. „Der Scheitan fresse seine Seele!"

Major Norris packte sie bei der Hand und stapfte eilig zurück, ohne sich um ihr verschüchtertes Weinen zu kümmern.

Der phlegmatische Vicomte Vernon folgte kopfschüttelnd. Niedliches Mädelchen, diese kleine Araberin — wäre eine fabelhafte Parfümreklame in Paris — so als schwarzbraune Rokokodame mit weißgepudertem

Haar und weißen Brauen und Wimpern — ah, diese famosen Wimpern — hoppla, verfluchte afrikanische Steppe — aber man zerrt nicht eine so reizende Puppe einfach über diesen vertrackten Stoppel- und Steinboden — vraiment, ce monsieur le major, ce n'est pas un chevalier français, oh non ...

Peter Amyntor horchte auf.

Durch das Dorf der Njam-Njam schallte die Trommel. Männer schlugen die Waffen. Weiber kreischten. Kinder schrien. Was war geschehen?

Nun brach das Trommeln mitten in einem Wirbel ab.

Brachte man Saida geschleppt? Hatte man sie gefunden? Und — das Herz setzte sekundenlang aus — Maya?

Vorhin hatte er ganz in der Ferne einige schwache Schüsse fallen hören. War das Hilfe?

Woher hätte sie kommen können? Er rechnete sich aus: das war unmöglich. Truppen vom Fort Kodjaleh konnten im besten Fall nicht vor dem übernächsten Tag hier sein, und das auch nur nach Gewaltmärschen. — Oder hatten die Njam-Njam die Gewehre, die sich seit dem Weltkrieg sogar bis hierher verirrt, nach ihrer knabenhaften Gewohnheit aus Freude über das Finden Saidas sinnlos abgefeuert?

Er lauschte mit allen Sinnen.

Schlug jetzt die Todesstunde?

Durch die Schmerzen seiner wunden Hand- und Fußgelenke gezwungen, lag er bewegungslos neben dem Baumstumpf und hielt in übermäßiger Spannung die Augen geschlossen. Was auch kommen mochte, er war ihm ausgeliefert. Diese Minuten seiner Gefangenschaft waren die qualvollsten. War Saida wirklich gefangen,

dann galt es auch für ihn, sich mit seinem gräßlichen Ende abzufinden.

Eine endlose Zeit verging; es war, als schlichen die Sekunden auf bleiernen Sohlen.

Er schnellte hoch und sank mit einem Wehlaut zurück. War das nicht ein Kommando gewesen? Langsam hob er sich von neuem und starrte auf die vom Schmutz farblos gewordene Decke am Eingang. Hatte er Sinnestäuschungen? Konnte ihn wirklich die Todesnot so sehr verwirren? Er biß sich auf die Zunge — vor der Hütte hörten seine Ohren deutlich einen englischen Fluch, wie in schönen Zeiten ...

„Damned cat!“

Welch hehre, göttliche Musik, solch ein echter Soldatenfluch zwischen dieser von Kannibalenlippen zerschmatzten Sprache! Würde er sie je einmal in seinem Leben wiederhören? Ein Schlucken würgte die ausgedörrte Kehle; er sank hintenüber.

„Effendi, oh, Effendi!“ schluchzte es da neben seinem Gesicht.

Er öffnete die Augen.

„Pter!“

Langsam begriff Peter Amyntor: das war die Rettung — nicht die Vernichtung.

Für einen Augenblick schwanden ihm die Sinne.

Als er die Lider wieder hob, hatte man ihn schon losgebunden und ins Freie getragen. Auf seinen Lippen brannte etwas Scharfes. Ein Sergeant hielt noch die Whiskyflasche in der Hand.

„O'Bryan, Sie wollen ihn wohl ersäufen?“

Mit Hilfe der Leute richtete er sich auf. Saida schmiegte sich an ihn und rieb die Wange an seiner Hand. Vor ihm stand, die Daumen im Pistolenhalfter, Sir Roger Norris.

„Morning, old boy! — Schätze, haben Sie gerade noch aus dem Kochtopf herausgefischt!"

Peter Amyntor senkte und hob die Lider, als fürchte er, aus einem schönen Traum aufzuschrecken.

Der Major hob lachend den Säbel und wies auf das Beratungshaus. Dort bemühten sich einige Tommies um den gebundenen Bjän; sie fesselten ihn an einen liegenden Stamm und richteten diesen mit dem gefangenen Häuptling auf, um ihn als warnenden Pranger vor der Palaverhütte einzupflanzen. Dabei zeigten sie Om Kai auf alle mögliche Weise den hohen Grad ihrer Achtung und Zuneigung: sie stopften ihm die Reste ihrer Priemrollen zwischen die gefeilten Zähne und beleidigten mit dem scharfen Zeug diese verwöhnte Zunge bis zum Speien und Zetern. Immer wieder fand er während der liebevollen Behandlung eine Pause, in der er den ätzenden Kautabak mit einem wütenden „Rawwe!" gegen die unerbetenen Gastgeber zu schleudern vermochte, doch die freundlichen Tommies suchten die verachteten Priemstücke sorgsam vom Boden auf und stopften sie unermüdlich von neuem in das breite, schimpfende Maul. Bis einer auf einen bessern Gedanken kam. Er kauerte sich vor dem Bjän nieder und kitzelte ihm mit einer erbeuteten Pfeilspitze hingebungsvoll die groben Fußsohlen. Diesem Liebesbeweis vermochte Om Kai doch nicht zu widerstehen; er fletschte die Zähne und brach schließlich in ein wildes Gelächter aus, das sich über den weiten Platz ergoß und seltsam durch das verlassene Dorf scholl. Ununterbrochen, ansteckend und grausig.

„Also Ihnen verdanke ich meine Befreiung, Sir Roger?"

„Freut mich, daß wir diesem lachenden Gentleman noch rechtzeitig den Lunch verdorben haben. — Übrigens:

Lunch, haben Sie Hunger? Ich fühle einen mörderischen Appetit!"

Peter Amyntors Augen wanderten verständnislos von einem zum andern.

„Aber wie war es Ihnen nur möglich ..."

„Dieses Mädchen da" — Norris wies auf Saida — „hat uns hergeführt."

„Vom Fort? — Das ist doch zeitlich gar nicht ..."

„Waren gerade auf Streife. Haben unerhörten Dusel, lieber Freund! — Trafen unterwegs Om Kai und luden ihn mit zwanzig seiner Paladine ein, uns ein wenig Gesellschaft zu leisten. — Sie sehen, wie er sich freut!"

Mit Hilfe O'Bryans hob Peter Amyntor sich auf die tauben Füße und versuchte einige Schritte.

„Das war wirklich Hilfe in der Not! Das werde ich Ihnen nie vergessen, Herr Major! Aber" — er straffte sich und schien seine Schmerzen nicht mehr zu spüren — „meine Reisebegleiterin — Fräulein Maya Brent — ist sie nicht bei Ihnen?"

„No, Sir. — Wir dachten, die Dame hier bei Ihnen zu finden!"

Über Peters Gesicht zuckte Schreck.

„Und — und — Sie wissen auch nichts von ihr?"

„No, Sir."

„Dann gestatten Sie, daß ich ..."

Er taumelte. Sir Roger Norris ließ ihn von O'Bryan in den Schatten eines Baumes führen.

„Your pardon, Freund — meine Leute dort brauchen mich — später! — O'Bryan ist der Küchensergeant von Kodjaleh und sein Obermixer — lasse Sie in den besten Händen."

Er grüßte eilig und verschwand mit langen Schritten hinter der nächsten Hütte.

Teufel auch, das war eine unangenehme Sache, mitten in dieser bedenklichen Gegend eine Dame verlieren! Vermutlich wohl Braut — na ja, und nun war das Elend groß — no, Sir Roger war nicht der Mann, Klagen zu hören und christlichen Trost zu spenden. Übrigens: Weiber gehörten nicht hierher nach Afrika. — Und er stapfte mürrisch davon. Faule Sache, faule Sache —

„Saida!"

In kätzchenhaften Bewegungen näherte sie sich dem Effendi. Sie wußte, er würde sie jetzt über die weiße Frau ausfragen.

„Wo ist die Hanum, Maya?"

„Oh, Effendi!" schmeichelte sie. „Ich habe die Soldaten geholt, die dich von Om Kai befreiten. Schilt nicht mit mir."

„Ich schelte nicht, aber ich muß wissen, wo die Hanum ist."

„Bei Allah, ich weiß es nicht, Effendi! — Ist es nicht genug, daß du mich hast?"

Er wollte aufbrausen — die kindliche Torheit dieser Frage besänftigte ihn.

„Nein, das ist nicht genug! — Wo sind die Abu Zeirs und die Dinkas?"

Sie deutete mit dem Finger hinter dem Major her.

„Der Effendi hat sie den Njam-Njam wieder abgenommen."

Peter Amyntor sah den Rest seiner Leute in einer schattigen Erdmulde hocken; sie aßen und tranken und schienen vergnügt. Weiter hinaus bewachten Soldaten die Schar der schwarzen Gäste, die entwaffnet vor den drohenden Flintenläufen mit finsteren Mienen steif aufgerichtet saßen.

Mühsam erhob er sich. Auf O'Bryan gestützt, zur Linken Saida, trat er auf die Abu Zeirs und die Dinkas zu. Nur noch fünf waren von den Arabern übriggeblieben. Mohammed Abdallah saß mit einer klaffenden Stirnwunde zusammengekauert, stumpf und träge. Die Schrecken der Erdbebennacht schienen seinen Geist verstört zu haben. Muley, der jüngste Abu Zeir, fütterte ihn.

An ihn wandte sich Peter.

„Was ist's mit Mohammed Abdallah?"

„Er ist delil, o Effendi," erwiderte Muley mit scheuem Aufblick.

„Wo sind Ibrahim und Hassan?"

„Der Scheitan hat sie verschlungen, als die Erde den Rachen öffnete und brüllte. Wir wissen es nicht."

Peter wurde bleich.

„Wo habt ihr die weiße Hanum?"

„Böse Dschinns nahmen sie durch die Lüfte. Wir haben nichts mehr von ihr gesehen, seit uns Allah in die unreinen Hände der schwarzen Giaurs gegeben hat."

Auch die Dinkas wußten ihm seine Frage nicht zu beantworten. Sie wagten ihn nicht anzusehen und drückten sich scheu zur Seite.

Peter Amyntor eilte durch die Hüttenreihen — ah, dahinten schnauzte Sir Roger Norris, der erst im vorigen Jahr ein philosophisches Buch über die Ästhetik des Schweigens geschrieben hatte, mit seinen Asakern herum wie ein preußischer Wachtmeister.

„Herr Major!"

Mit saurem Gesicht, als habe er in eine Zitrone gebissen, wandte sich Sir Roger um.

„What do you want, Sir? — Gestatten Sie, Vicomte de Vernon, Jagdgast von Kodjaleh. Und dieser ..."

Vernon brach mit Mitleid und Glückwünschen über

Peter Amyntor herein, bis er die Qual in des Deutschen Mienen erkannte und sofort schwieg.

„Verzeihen Sie, Herr Major," sagte Peter heiser, „ich bin in der größten Sorge um Fräulein Brent. Niemand meiner Leute weiß, wo sie geblieben ist. Vielleicht ist sie durch das Erdbeben abgeschnitten worden und verunglückt. Wir müssen ihr — ich muß ihr zu Hilfe kommen."

„O Gott ja, die Dame!" rief Vicomte de Vernon erregt.

„Jawohl, Herr Vicomte — meine Begleiterin, Fräulein Maya Brent, eine bekannte Schriftstellerin und Forschungsreisende."

„Ich zweifle nicht, daß Sir Roger Ihnen seine Hilfe zur Verfügung stellen wird."

Der Major verbeugte sich steif und kniff die Lippen ein.

„Man sollte nie an Selbstverständlichkeiten zweifeln, Monsieur. — Sobald ich hier mit den schwarzen Burschen fertig bin —"

„Ich verstehe, Sie sind im Dienst! — Ich erbitte auch nur meine Leute und deren Waffen zurück, und dann werde ich mich sofort aufmachen —"

„Aber, Sir, Sie können ja kaum selber stehen!"

„In wenigen Minuten werde ich mich erholt haben — bedenken Sie doch, ich darf Maya — Fräulein Brent nicht eine Minute länger als notwendig in Gefahr lassen — Saida!" Die Kleine war dem Effendi wie ein Schatten gefolgt. „Erzähle, wann du Ibrahim und Hassan, denen ich die Hanum anvertraute, zuletzt gesehen hast."

Alle hörten diese Frage und horchten auf. Eine weiße Frau hier mitten zwischen den afrikanischen Menschenfressern — Saida spürte diese drängenden Blicke. Aber

sie war eine eifersüchtige Frau, und nie ist weibliche Klugheit schärfer als in der Eifersucht. Sie wußte: erzählte sie die Vorgänge — die Gefangennahme Mayas, ihre Verschleppung —, so kam auch ihr Verrat an dem Effendi ans Licht. Darum blickte sie ihn mit ihrem unschuldigen Lächeln an.

„Ich weiß nichts, Effendi. Ich habe die Soldaten geholt, um dich ..."

„Ja, ja — ich werde dich dafür belohnen," wurde Peter ungeduldig.

Der Major mischte sich ein.

„Geben Sie sich keine Mühe, Sir. Es ist Zeitverschwendung. Wenn Araber oder Neger etwas nicht wissen oder — nicht wissen wollen, dann werden Sie es bis zum Jüngsten Tag nicht erfahren."

„Sie haben recht. Ich habe keine Zeit zu versäumen. — Erlauben Sie mir, Herr Major, daß ich mit meinen Leuten das Dorf verlasse und ..."

Eine Handbewegung unterbrach ihn. Norris zog ihn beiseite.

„Rate Ihnen, lassen Sie die Leute laufen. Das Erdbeben hat sie verstört. Nichts wird sie zwingen, das Gebirge an der Unglückstelle noch einmal aufzusuchen."

„Aber ..."

„Habe Ihnen meine Hilfe versprochen, Sir," sagte der Major kalt. „Nur noch einige Maßregeln hier — dann machen wir uns auf den Weg. Werden systematisch vorgehen und damit auch der Lady besser dienen als durch überhetztes Suchen mit unzulänglichen Mitteln."

Peter sah zu Boden und nagte an der Unterlippe. Er sah ein, der Major hatte recht, aber seine Unruhe zerriß ihn — immer war es ihm, als höre er Mayas verzweifeltes Rufen. — Endlich hob er den Kopf.

„Gut," sagte er kurz, sah aber ein, daß das nicht die rechte Art war, für ein so bereitwilliges und großzügiges Hilfsangebot zu danken. Er ergriff die Rechte Sir Rogers und preßte sie stumm. Dann wandte er sich und schritt zurück, dorthin, wo die Abu Zeirs und die Dinkas hockten.

Er rief sie noch einmal zu sich heran und fragte sie eindringlich aus. Warum sie ihren Platz am Eingang der Schlucht verlassen hatten, wußten sie nicht zu sagen; sie hätten nur den Befehl Mohammed Abdallahs befolgt, und Mohammed Abdallah war jetzt delil. Wirklich erhielt Peter von ihm auch nicht eine einzige zusammenhängende Antwort. Ebensowenig schienen sie von dem Verbleib Ibrahims und Hassans zu wissen.

So blieb Peter nichts übrig, als sie zu entlohnen und ihnen freizustellen, zu bleiben oder zu gehen.

„Willst du mit ihnen fort?" fragte er Saida.

Ihre großen Augen schwammen sofort in Tränen. Sie rang die kleinen Hände, und ihr Kehlchen hüpfte schluchzend auf und ab.

„Effendi, du bist das Licht meiner Seele — du wirst mich nicht verstoßen!"

Er wandte sich ab. Er hatte seine Frage nicht ernst gemeint, aber ein deutliches Gefühl warnte ihn, Saida mit Maya noch einmal in zu enge Berührung zu bringen. Zufrieden rieb Saida ihre Wange an seiner Hand.

Unterdes hielt Major Norris mit Om Kai ein Verhör ab.

„Wo hältst du die weiße Frau versteckt? — Antwort — oder ich schieße dir eine Kugel in den Schädel!"

„Weiße Frau?" Gierig fast leuchtete das Gelbweiße seiner Augäpfel auf. „Om Kai weiß nichts von weißer Frau!"

„Sprich, Hund!“ fauchte Sir Roger ihn an und setzte ihm die Pistolenmündung auf die Stirn.

„Om Kai wünscht sich weiße Frau“ — er fuhr mit seiner hellroten Zunge über die wulstigen Lippen — „weiße Frau! Schon viele Sonnen! — Rawwe!“

Sir Roger senkte die Waffe, hielt sie aber schußbereit in der Hand.

„Warum sind so viele fremde schwarze Krieger in deinem Dorf?“

Om Kai verlor selbst in Fesseln nicht einen Zoll von seiner Bjänwürde. Starr hielt er die Augen auf den Sieger gerichtet.

„Wir alle große Krieger,“ radebrechte er Arabisch. „Kommen Palaver. Singen, sprechen von Heldentaten. Reden viel, essen viel.“

„Woher kommen die schwarzen Krieger?“

„Wohin sie gehen, wenn du sie freigibst.“

„Sie sind nicht meine Feinde — sie dürfen heimkehren. Warum hast du den weißen Effendi gefangen?“

„Ist eingebrochen in mein Land — hat gekämpft gegen meine Krieger — ist ein Zauberer mit bösen Augen.“

„Was wolltest du mit ihm anstellen?“

„Freilassen und heimschicken. Rawwe!“

„Du verdammter schwarzer Schuft,“ fuhr Sir Roger ihn an, „fressen wolltet ihr ihn! — Aber ich will dich lehren, aus weißen Effendis Frikassee zu machen! Wir werden dich mitnehmen nach Kodjaleh und dich so lange anbinden, bis das Luderzeug hier zur Vernunft kommt. Verstanden?“

Om Kai fletschte seine gefeilten Zähne, als sei ihm die Haft in Kodjaleh etwas Willkommenes. Dieser schwarze Häuptling vermochte sich außerordentlich zu beherrschen; und warum sollte er auch jammern? Er

wußte es von den schwarzen und auch den weißen Feinden, daß auf sie nur starke Fäuste und scharfe Waffen Eindruck machten, aber niemals Kleintun und Erbärmlichsein. — Gut, er war besiegt, er war gefangen. Er würde alles tun müssen, was die Sieger von ihm wollten. Man ließ ihn leben, man aß ihn nicht — gut, gut; er würde grinsend mit nach Fort Kodjaleh gehen. — Rawwe!

Schroff wandte Major Norris sich von dem Bjän ab. Unverwandt blickte Om Kai ihm nach. Was in seinem Innern vorging, war nicht zu erraten. Auch die andern schwarzen Krieger, die man, der Waffen beraubt, bis auf einige in Freiheit gelassen hatte, standen unbeweglich, wie Bilder aus Erz.

Major Norris gab Befehl zum Aufbruch. Man beschloß zunächst die Asandehschlucht aufzusteigen bis zum Engpaß unterhalb der drei Blitzbäume, um die Höhle der Zelte aufzusuchen.

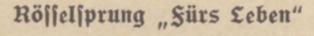
Saidas Ohren reichten weit; sie wußte, wohin es ging. Ein triumphierendes Lächeln spielte um ihre Züge. Nein, dort würden sie die Hanum nicht finden. Sie würden sie nirgendwo finden, denn Ibrahim und Hassan hatten sie fortgeschleppt. Nun gehörte der Effendi ihr allein — und niemals würde ihn die weiße Frau wieder verlocken. —

Als sich die Sonne neigte, stand Peter Amyntor erschüttert in dem Engpaß gegenüber dem Ort, an dem er Maya verlassen hatte. Das Erdbeben, so geringfügig es auch gewesen war, hatte das Gestein zusammengeschoben, die Höhle war verschwunden. Zelte, Gepäck, jede Spur der Anwesenheit von Menschen — das war alles von der Felswand verschluckt, vergraben für

Jahrhunderte, Jahrtausende. Steingrus bedeckte den Boden.

Totenbleich lehnte Peter gegen die Wand.

War Maya bei diesem Erdbeben in der Höhle geblieben, dann schlief sie in diesem steinernen Grab den ewigen Schlaf ... (Fortsetzung folgt)



				len	sollst				
			spielt	ge	lust	ten			
		daß	zes	und	ihn	dies	er		
	ner	um	schen	mels	ta	die	wel	den	
te	los	sein	ei	traum	men	an	nur	lust	den
ge	stets	zu	him	teln	baum	gen	rest	en	halb
nicht	früch=	rüt	chen	bleich	ein	schau	den	hält	wird
nicht	zweig	der	dir	er	sein	mel	re	ge	zwei
te	schel	baum	ja	zei	und	hört	schen	kalt	die
den	raum	laß	fest	dem	son	ein	him	und	zwi
ten	tra	blau	chen	er	laß	schwankst	ne	dunk	der
en	sein	de	ge	so	zei	le	dir	du	brauchst's

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Unsere dritte Preisaufgabe

Wie bereits im vorhergehenden Band angekündigt wurde, veröffentlichen wir heute die dritte und letzte Preisaufgabe des laufenden Jahrgangs, die diesmal besondere Anforderungen an die Findigkeit und den Scharfsinn unserer Leser stellt.

Kennen Sie den Inhalt unserer „Bibliothek"?

Das ist der Titel der heutigen Preisaufgabe. Wir bringen nachstehend eine interessante Kriminalerzählung „Ein ungelöster Fall". Sie besteht aus einer Reihe von Absätzen, die aus fünf verschiedenen, in den ersten sechs Bänden des laufenden Jahrgangs veröffentlichten Erzählungen stammen. Die Aufgabe besteht darin, die Titel der zur Verwendung gelangten fünf Erzählungen herauszusuchen und auf dem Vordruck für die Rätsellösungen, der sich auf dem gelben Blatt nach Seite 208 befindet, einzeln einzutragen.

Ein ungelöster Fall

Van Mieth fühlte seine Wangen heiß werden; er war sehr erregt. Nachdem er unsicher und fast mit Abneigung diesen Fall übernommen hatte — als eine der ersten größeren Aufgaben während seiner dreimonatigen interimistischen Dienstzeit, bevor er in das stillere Büro der Zentraladministration zurückkehren sollte —, kamen ihm nun Kräfte, mit denen er nicht gerechnet hatte, zu Hilfe, ein alter lebendiger Instinkt, nachzuspüren, aufzujagen, zu durchstöbern.

Durch die Taxushecke, dort, wo sie dünn ist, spähen zwei dunkle Mädchenaugen nach ihm. Rosinka, das Hausmädel ist es, ein armes, schönes, sonnenbraunes Ding, das alle letzte Arbeit im Schloß tut und dem jeder befehlen darf. Und das jetzt vom Gemüsepflücken herübergehuscht ist, weil es ihn von fern gesehen hat.

Hawke durchsuchte in dem alten Haus zuerst rasch und lautlos das Erdgeschoß. Er versperrte eine rückwärts gelegene Tür,

steckte den Schlüssel ein und ging dann über eine wacklige Eichentreppe ins obere Stockwerk voran.

Die Stufen knarrten, als sie hinaufstiegen. Man konnte nicht hoffen, auf diese Weise weit zu kommen, ohne von wachsamen Ohren gehört zu werden.

Nun durchsuchten sie alle Zimmer und Kammern des ganzen Gebäudes. In keinem der Räume fanden sie auch nur das kleinste Anzeichen, daß Maria hier gewesen war. Doch der Kommissar ließ nicht nach, ihn trieb eine ungewisse Ahnung an, weiterzusuchen; er hoffte, hier irgend einen Anhalt dafür zu finden, was mit der unglücklichen Frau geschehen war.

Es ging nicht so leicht, wie er gedacht, und dauerte länger, als er angenommen hatte. Doch ließ er sich davon nicht beirren und arbeitete geschickt weiter.

Auf einmal drang aus dem Innern des Hauses eine verzweifelnd jammernde Frauenstimme.

Hawke eilte rasch bis zum Treppenabsatz.

Er stand plötzlich vor der Frau. Die sah ihn an mit einem wirren, verzweifelten Blick, schien es in ihrer heißen Mutterangst nicht sonderbar zu finden, daß da auf einmal ein fremder Mann stand. Fiel ihm fast zu Füßen und flehte: „Holt mir den Arzt! Wenn Ihr lauft, in zehn Minuten seid Ihr in Boddstadt. Er hat ein Auto! Ach, schnell!"

Am Haus des Arztes riß er an der Klingel, immer wieder, daß sie wild schrillte in der Stille, als klänge die ganze Not der wartenden Mutter, die Qual des Kindes in ihr.

Van Mieth ging voran. Der Arzt, der den Pelz trug, ging einige Schritte hinter ihm durch den langen Korridor.

„So viel wissen wir nun," sagte van Mieth, „daß wir hier einen der beiden gesuchten Punkte haben: die Waffe, die offenbar benutzt wurde, und es steht fest, daß sie aus dieser Tasche genommen wurde von einer Person, die bestimmt wußte, daß sie sich hier befand, die nach vollbrachter Tat, indes hier Tumult und Verwirrung ausbrach, die abgeschossene Waffe wieder in die Tasche des Pelzes gesteckt hat. Für den, dem dieser Pelz gehört, ist das schlimm. Aber wir fanden doch bisher nur einen Anhalts-

punkt. Was nun als Punkt zwei erst noch zu suchen bleibt, um das Verbrechen aufzudecken, ist, logisch geschlossen, ein Motiv, das die Tat bedingte."

Im Lehrerhaus stand die Haustür weit auf, der Flur war erleuchtet — wie oft mochte die Frau herausgelaufen sein in ihrer Not! Nun ging der Arzt rasch hinein, der andere hastete hinter ihm her, stand stumm bei der Tür, bis die kleine Operation vorüber war und das Kind erlöst und ruhig atmend in den Kissen lag.

Der Arzt lächelte gutmütig. „Das ist die herkömmliche kriminelle Systematik. Ihr geht immer von logisch bestimmbaren Regeln aus und setzt bei jedem Verbrechen ein psychologisch bedingtes und ebenso beweisbares Motiv zur Tat voraus. Fehlt dies, oder ist es aus der gegebenen und übersehbaren Lage nicht konstruierbar, so steht ihr mit aller kriminalpsychologischen Einsicht hilflos da. Die Konfusion löst sich nicht, und das Mysterium bleibt undurchdringlich."

Nun studieren Sie, bitte, genau die vorstehende Erzählung und vergleichen in der Erinnerung oder an Hand der Bändchen den Text mit den bisher veröffentlichten Erzählungen. Sie werden bald die Titel gefunden haben.

Zur Beteiligung laden wir wie immer alle Abonnenten unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" freundlichst ein, ausgenommen sind nur Angehörige der Schriftleitung unseres Verlages. Wer die heutige Preisaufgabe sowie die in Band 2 und 5 veröffentlichten in allen Teilen richtig löst und die gesammelten Lösungen bis spätestens 1. Juli 1929 an die unterzeichnete Schriftleitung einsendet, wird in die Liste der Preisanwärter aufgenommen. Verspätet eingetretenen Abonnenten empfehlen wir, die bisher erschienenen Bände gleich nachzubeziehen, damit sie alle Preisaufgaben rechtzeitig lösen können. Für die Lösungen sind n u r die Vordrucke zu den Preisaufgaben zu verwenden; sie sind genau auszufüllen und g e s a m m e l t einzusenden. Über die Zuteilung der für die richtige Lösung a l l e r Preisaufgaben ausgesetzten Preise entscheidet, falls mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise vorhanden sind, das

Los. Die Einsender unterwerfen sich unter Verzicht auf jede andere Auseinandersetzung der Entscheidung des Preisgerichts. Briefliche Anfragen können nicht beantwortet werden. Die Namen der Preisträger werden im dreizehnten Band des laufenden Jahrgangs veröffentlicht.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Schriftleitung der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, Stuttgart

Mannigfaltiges

Der erste Patient

Es gibt Leute, bei denen die Kinnlade nicht recht in die kleinen Pfannen am Kopf paßt. Auch in der Gesichtsmuskulatur ist in solchen Fällen nicht alles so, wie es normal sein müßte. Gähnt jemand etwas laut, oder fühlt er sich gedrungen, heftig zu schreien, dann krampfen sich die Muskeln zusammen und die Kinnlade schließt sich nicht mehr. Mit weit offenem Mund dastehend, versucht der von der Maulsperre befallene Mensch zu sprechen, bringt aber nur unzusammenhängende Laute hervor und sieht obendrein noch komisch aus.

Ein junger Arzt, der schon viele Wochen hindurch auf den ersten Patienten wartete, hatte sich eines Abends gerade ärgerlich ins Bett gelegt, weil den ganzen Tag über kein Mensch bei ihm Hilfe gesucht hatte. Ihm gegenüber wohnte ein Mann, der öfters den Kinnladenkrampf bekam. Nun war es eben wieder einmal geschehen. Sofort lief er mit offenem Mund zu dem jungen Arzt und klopfte heftig an das Fenster im Parterre. Der Arzt sprang aus dem Bett, eilte zum Fenster und sah im Schein der Laterne den blöd aussehenden Menschen, der unverständliche Laute lallte. Der gereizte Doktor glaubte, ein Betrunkener wolle ihn äffen. Wütend rief er: „Gehen Sie heim! Schlafen Sie

Ihren Rausch aus!" Aber der unerwartete Patient wollte Hilfe haben und klopfte nun noch energischer.

Da riß dem Arzt die Geduld; er öffnete das Fenster und gab dem Aufdringlichen eine so gewaltige Ohrfeige, daß der Unterkiefer einschnappte und wieder normal ward. Groß war die Überraschung, als der Arzt nun erfuhr, wie er seinen ersten Patienten behandelt hatte. Jo. Orl.

Einiges zur Schuhpflege

Mit 3 Bildern von Delia

In der jetzigen Jahreszeit ist es besonders nötig, die Schuhe zu pflegen, denn nichts nimmt sie mehr mit als Regenwetter

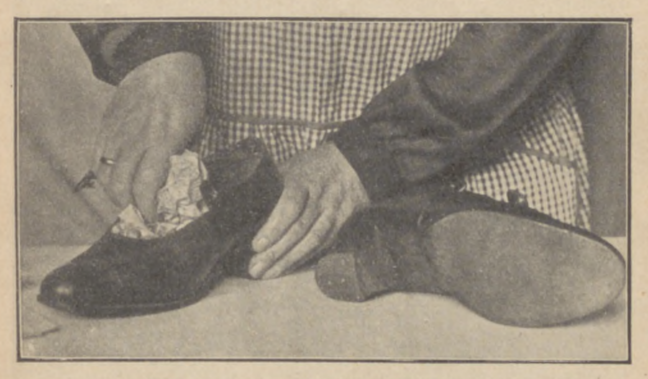


Abb. 1. Behandlung der Lackschuhe.

und Schnee. Wer in der Lage ist, mehrere Paar Schuhe zu besitzen, dem bleiben diese durch das häufige Wechseln länger erhalten, als wenn man nur ein Paar dauernd trägt.

Halbschuhe, die sehr naß geworden sind, werden sofort nach dem Ausziehen ganz mit Zeitungspapier ausgestopft, damit sie ihre Form behalten (Abbildung 1). Das Papier zieht die Feuchtigkeit an; auf dem Lande werden die Schuhe aus dem gleichen Grunde sogar mit Fruchtkörnern gefüllt.

Die nächste Abbildung zeigt die Behandlung von Wildleder-



Abb. 2. Wie Wildlederschuhe am besten gereinigt werden.



Abb. 3. Behandlung hellfarbiger Schuhe vor dem Tragen.

schuhen, auch Sämischlederschuhe genannt. Diese werden erst mit einer weichen Bürste gereinigt. Dann nimmt man eine Stahlbürste und reibt die Schuhe damit vorsichtig ab, so daß das

Leder wieder leicht aufgerauht wird. Anschließend trägt man den der Farbe entsprechenden Puder auf und klopft ihn nachher vorsichtig ein klein wenig ab. Auch gibt es seit kurzem an Stelle von Puder eine Flüssigkeit, die, nachdem man die Schuhe durch Abbürsten gesäubert, mit Lappen oder Schwamm gleichmäßig dünn aufgetragen wird. Nach dem Trocknen nimmt man die Stahlbürste und rauht das Leder leicht auf. Um auch die sogenannten Speckflecken bei Wildlederschuhen zu entfernen, benutzt man zum Reinigen eine Gummibürste. In diesem Falle ist Puder oder Flüssigkeit nicht nötig. Die Bürste ist in den meisten Schuhwarengeschäften käuflich. Neue zartfarbige Schuhe sollte man vor dem Tragen mit einer farblosen Creme oder Flüssigkeit einreiben, dann nehmen sie beim Tragen nicht so leicht Wasserflecken an; bei regelmäßigem Gebrauch werden Regenflecken überhaupt nicht auftreten können (Abbildung 3). Die Creme oder Flüssigkeit wird leicht aufgetragen; nach dem Trocknen poliert man mit einem weichen Lappen nach. Auch ältere farbige Schuhe werden durch Benutzung dieses Putzmittels fast wie neu, da die ursprüngliche Farbe des Leders wieder erscheint; auch bleiben so die Schuhe dauernd weich und geschmeidig. Man sieht daraus, daß auch das Schuhwerk richtig gepflegt und behandelt werden muß, wenn es in gutem Zustand sein soll. Frau E. K.

Diplomatisches Verhalten

Zu einer Zeit, da die Gemüter noch leichter aufbrausten und jähzornige Handlungsweisen häufig vorkamen, hatten zwei Diplomaten einander Rache geschworen. Jedermann wußte, daß sie einander spinnefeind waren, und man wartete längst darauf, was einmal geschehen würde. Eines Tages griff der Marquis Faublas seinen Todfeind unerwartet an und verprügelte ihn wie einen Schulknaben mit dem Rohrstock. Die Herren, welche dabei zugesehen hatten, wunderten sich, daß es nach dieser Prügelei zu keiner Forderung zum Zweikampf gekommen sei. Da sagte jemand: „Dieser Arnould ist ein erfahrener Diplomat. Er ist klug genug, sich nicht um das zu kümmern, was hinter ihm vorging.“ J. Ro.

Warum nicht vorher?

In einer Gesellschaft skeptischer Geister, zu denen auch der boshafte Abbé Galiani gehörte, einer der freiesten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, erzählte ein Reisender, der in Indien gewesen war, daß es dort üblich sei, die Witwen auf den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Männer zu verbrennen. Der Kenner fremder Bräuche und Sitten schloß seine Schilderung mit den Worten: „Das Unglaublichste aber ist, daß Frauen sich sogar mit Gewalt dazu drängen, mit dem Leichnam ihres Gatten verbrannt zu werden. Ich sah es selbst, wie eine dieser Witwen sich freiwillig in die Glut stürzte und darin umkam." Abbé Galiani lächelte sardonisch und sagte: „Glauben Sie nicht, daß mancher Mann in Indien noch leben würde, wenn seine Gattin vor seinem Tod auf einem Scheiterhaufen verbrannt wäre?" M. Sei.

Seine Meinung

Auf der Rednertribüne einer politischen Versammlung bemühte sich der Bewerber um ein Mandat vergeblich um den Beifall der Menge. Alle Versuche, die flaue Stimmung zu überwinden, endeten kläglich. Da rief ein erbitterter Wähler: „Schluß! Aufhören! Abtreten!"

Jemand, der neben dem Schreier stand, sagte: „Im vorigen Wahlgang hat er's besser gemacht." Nun erwiderte der Entrüstete: „Ach was, damals stand er ja noch gar nicht auf der Liste." Der Nachbar sprach lächelnd: „Das halte ich eben für besser." R. Mor.

Kurze Predigt

Im siebzehnten Jahrhundert gab es auf dem Lande mehr als einen Prediger, der es an Derbheit mit dem berüchtigten Abraham a Santa Clara wohl aufnehmen konnte. Während des Karnevals hatten sich die Bauern eines Dorfes mehr, als sonst üblich war, ausgetobt. Am Faschingsdienstag wären sie am liebsten gar nicht zur Kirche gegangen, um ja keine Zeit für ihre Narreteien zu verlieren. Dem Pfarrer war zu Ohren gekommen, es wäre allen erwünscht, wenn er nicht lange predigen würde.

Die Stunde kam, der Pfarrer stieg auf die Kanzel und begann: „Ihr wollet eine kurze Predigt hören. Gut! Gehet hin, ihr Verdammten! Das ist wohl kurz genug. Nehmet Bratwürste mit und fahret zum Teufel. Im ewigen Feuer bleibet euch Zeit genug, eure Höllenmahlzeit zu braten. Sela!" J. Kro.

Wenn man neugierig ist

In der Nähe der Landeshauptstadt hatte ein rücksichtsloser Schieber, der sich während der Inflation ein großes Vermögen zusammengegaunert hatte, ein stattliches Gut erworben. Eines Tages begegnete er einem alten Bauern auf der Landstraße. Der Alte kam offenbar aus der Stadt. Da blieb der reich gewordene Raffer stehen und fragte: „Nun, mein Lieber, wie geht's, was gibt's in der Stadt Neues?"

Der Bauer stellte sich harmlos: „Wie soll's gehn? — Wie's halt in der Welt von jeher gegangen ist. Die kleinen Diebe hängt man, und vor den großen zieht man den Hut. Guten Tag, Herr."

Der Alte zog seinen Hut und ging rasch weiter. F. Haf.

Ein sonderbarer Ball

Unter den Offizieren der napoleonischen Zeit gab es viele, die von der Pike auf gedient hatten; manche darunter waren ausgeprägte Originale und eigenwillige Sonderlinge. Einer dieser Kriegshelden, Henri Bontreul, der es bald zum Rang eines Generals gebracht hatte, rückte während eines Feldzugs in eine Stadt ein und übernahm das Amt des Gouverneurs. Kaum ein Tag war seit seiner Ankunft vergangen, da wurde die Frage an ihn gerichtet, ob er nicht geneigt sei, den Damen der Gesellschaft einen Ball zu geben. Er verlangte eine Liste der Damen und versprach, seine Anordnungen zu treffen. Am nächsten Tag erhielt jede Dame vom Gouverneur Bontreul einen Ball Wolle und eine Karte, auf der stand: „Hier sendet der Gouverneur Bontreul den erbetenen Ball. Stopfen Sie Ihren Männern damit die Strümpfe." O. Gn.

Unerwartete Lösung

Wieder einmal war in den Äquinoktialstürmen ein Schiff in schwere Seenot geraten und untergegangen. Nach verläßlichen Nachrichten mußte man damit rechnen, daß niemand von der Besatzung und den Reisenden am Leben geblieben sei. Eine junge Frau, die durch diesen Schiffbruch Witwe geworden war, heiratete nach Ablauf eines Jahres einen Freund ihres Mannes.

Eines Tages begegnete der neue Gatte dem eben mit der Bahn angekommenen, vermeintlich Ertrunkenen. Verblüfft und betroffen fragte der Nachfolger: „Sie leben noch?" — Gut gelaunt erwiderte der Angesprochene: „Zwar habe ich selber meine gedruckte Todesanzeige gelesen, doch bin ich, wie Sie sehen, davongekommen." Der andere sagte: „Mein Gott, die ganze Welt glaubte, Sie seien umgekommen. Ich glaubte es auch und habe Ihre Frau geheiratet." Da sprach der erste Gatte: „Ich weiß es, mein Freund. Regen Sie sich nicht auf, ich gönne Ihnen meine Frau von Herzen." R. Hol.

Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes

Rösselsprung S. 59:

Blick in den Strom

Sahst du ein Glück vorübergehn,
das nie sich wiederfindet,
ist's gut in einen Strom zu sehn,
wo alles wogt und schwindet.

Oh, starre nur hinein, hinein,
du wirst es leichter missen,
was dir, und soll's dein Liebstes sein,
vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
bis deine Tränen fallen,
und sieh durch ihren warmen Guß
die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
des Herzens Wunde schließen;
die Seele sieht mit ihrem Leib
sich selbst vorüberfließen.



Unerwartete Lösung

Wieder einmal war in den Äquinoktialstürmen ein Schiff in schwere Seenot geraten und untergegangen. Nach verläßlichen Nachrichten mußte man damit rechnen, daß niemand von der Besatzung und den Reisenden am Leben geblieben sei. Eine junge Frau, die durch diesen Schiffbruch Witwe geworden war, heiratete nach Ablauf eines Jahres einen Freund ihres Mannes.

Eines Tages begegnete der neue Gatte dem eben mit der Bahn angekommenen, vermeintlich Ertrunkenen. Verblüfft und betroffen fragte der Nachfolger: „Sie leben noch?" — Gut gelaunt erwiderte der Angesprochene: „Zwar habe ich selber meine gedruckte Todesanzeige gelesen, doch bin ich, wie Sie sehen, davongekommen." Der andere sagte: „Mein Gott, die ganze Welt glaubte, Sie seien umgekommen. Ich glaubte es auch und habe Ihre Frau geheiratet." Da sprach der erste Gatte: „Ich weiß es, mein Freund. Regen Sie sich nicht auf, ich gönne Ihnen meine Frau von Herzen."

R. Hol.

Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes

Rösselsprung S. 59:

Blick in den Strom

Sahst du ein Glück vorübergehn,
das nie sich wiederfindet,
ist's gut in einen Strom zu sehn,
wo alles wogt und schwindet.

Oh, starre nur hinein, hinein,
du wirst es leichter missen,
was dir, und soll's dein Liebstes sein,
vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
bis deine Tränen fallen,
und sieh durch ihren warmen Guß
die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
des Herzens Wunde schließen;
die Seele sieht mit ihrem Leib
sich selbst vorüberfließen.





